



Die Knarrprinzess.

Ein Märchen

von Julius Sturm.

Mit Illustrationen von Ludwig Burger.

Es lebte vor langen Zeiten einmal ein König, den hatte seine junge Frau Königin mit einem Töchterlein beschenkt; aber des Königs Freude über das wunderschöne Mägglein verwandelte sich schon nach wenigen Tagen in die tiefste Trauer, denn die Frau Königin starb ganz plötzlich an einem bösen Fieber. Als sie im Thronsaal in einem goldenen, mit Blumen reich geschmückten Sarge lag, so still und so schön, als ob sie nur leise schlummere und selig träume, nahm der König sein liebes Kindlein auf den Arm, kniete weinend an dem Sarge nieder und gelobte, sein ganzes Leben lang Wittwer zu bleiben, damit sein liebes Töchterlein einmal Reich und Krone von ihm erbe. Er hielt auch treulich Wort, blieb Wittwer und verwendete die größte Sorgfalt auf die Pflege seines kleinen Lieblings.

Wenn das Kind gebadet wurde, so geschah dieß

in einer goldenen Wanne und zwei berühmte Leibärzte des Königs mußten an der Wanne stehen und dem Bade beiwohnen. Wenn die goldene Wanne mit kristallklarem, warmem Wasser gefüllt worden war, tauchte der vornehmste von den beiden Ärzten seine Fingerspige in das Badewasser, sagte laut „Hum!“ und sah den anderen fragend an; hierauf tauchte dieser seine Fingerspige in das Wasser, nickte mit dem Kopfe und sagte leise „Hem!“ und das war das Zeichen dafür, daß das Wasser die rechte Wärme hatte. Wenn dieß geschehen war, trat der König selbst an die Wanne und goß aus einem kleinen goldenen und mit Diamanten besetzten Fläschchen einige Tropfen in die Wanne, von denen das Wasser so lieblich duftete, als wäre es ein Meer von Rosen. — Jetzt winkte der König und die erste Kammerfrau,

in ein weißes, seidenes Gewand gekleidet, brachte die kleine Prinzess in einer purpurnen mit Gold gestickten Windel getragen und legte das Kindlein behutsam in die goldene Wanne. Die Leibärzte standen dabei, legten ihre Zeigefinger an die Nasen und machten

wichtige Gesichter. Der König aber, der sehr kurzichtig war, setzte sein Augenglas auf, sah dem Baden zu und freute sich, wenn sein Töchterlein im Wasser wie ein Fischlein auf- und niederschnellte.



Hierauf wurde das Kind von den Leibärzten sorgsam mit weichen Tüchern abgetrocknet und in warme, wollene Decken gewickelt. Nachdem es die Kammerfrau auf den Arm genommen, reichte sie es dem Könige zu einem Kusse dar und trug es dann in die Wiege zurück. — Das Kind gedieh prächtig und wurde von Woche zu Woche größer und schöner. Im Schlosse sprach man nur von dem schönen Prinzesschen, und alle Hofleute waren bemüht, dem Mägdlein, als es heranwuchs, jeden Wunsch an den schönen blauen Augen abzulesen. Da war es denn kein Wunder, wenn das Kind eigensinnig wurde und endlich nur noch einen Willen kannte, nämlich seinen eigenen. Der König hatte ihm eine Erzieherin beigegeben, aber dieser auf's strengste geboten, dem Prinzesschen nie ein böses Wörtlein zu sagen. Als die Erzieherin dieses Gebot einmal übertreten und das Prinzesschen wegen einer Unart ausgescholten hatte, wurde sie in höchster Ungnade entlassen und eine neue Erzieherin angenommen. So kam es dahin, daß das Mägdlein immer eigenwilliger wurde; kein Mensch konnte ihm etwas recht machen, und weil es sich über die geringste Kleinigkeit heftig ärgerte und dann schmolzte und schalt, bekam es nach und nach eine schnarrende, knarrende Stimme. Unter dem Eigensinn der kleinen Prinzess hat der ganze Hof zu leiden; im Geheimen klagten die Hofleute oft einander ihre Noth, aber vor dem Könige durften sie ihren Aerger nicht merken lassen. Zwei alte Hofdamen, die an den Nerven litten und sehr reizbar waren, ließen sich aus Fürsorge von einem geschickten Maler die Gesichter so malen, daß sie immer freundlich lächelten, damit es der König ja nicht bemerken möchte, wenn sie sich über sein Töchterlein ärgerten. Der Hofmarschall dagegen half sich mit seiner goldenen Dose und verschmupfte seinen Grimm.

Als die Prinzessin größer wurde, hatte auch der König oft viel durch den Eigensinn und die Unarten seiner schönen Tochter zu leiden; aber er ertrug Alles in Geduld und meinte, da seine Tochter eine Königin werden sollte, sei es recht gut, daß sie einen festen Willen habe; er habe ihn auch, nur seinem Kinde gegenüber komme er nicht dazu, diesen durchzusetzen, daran aber sei nur seine allzugroße Liebe Schuld. — So geduldig waren freilich die Hofleute nicht und nannten in ihrem Aerger die Königstochter unter einander nur die Knarrprinzess. — Da die Prinzess aber von wunderbarer Schönheit war und einst ein großes Reich erben sollte, bewarben sich viele Prinzen um ihre Hand; sie war jedoch viel zu stolz dazu, sich einem Gemahle antrauen zu lassen; sie wollte die Krone allein tragen.

Die Zimmer der Knarrprinzess waren die schönsten im Schlosse, ihr Lieblingszimmer aber, aus dessen Fenstern sie nach dem nahe gelegenen Walde sehen konnte, war ihre Freude und ihr Aerger zugleich. So oft sie nach dem Walde blickte, knarrte sie: „Wie häßlich!“ Das galt einem kleinen Häuschen, das am Rande des Waldes lag und einer steinalten armen Frau gehörte, die von den Leuten nur das dreibeinige Waldweib genannt wurde, weil die Alte immer an einem Stocke ging. Dieses Weib wurde von allen Leuten gefürchtet, denn es stand im Rufe, eine grundböse Hexe zu sein. Die Prinzess hatte der Alten Gold über Gold für das alte Häuschen bieten lassen, diese aber hatte nur höhniß gelacht und erklärt, sie verkaufe die Hütte um keinen Preis, die sei ihr eben recht, in ihr wolle sie einmal sterben und bis dahin möge sich die Prinzess gedulden; arme Leute hätten auch ihre Rechte. — Da beschloß die Königstochter, ihr Lieblingszimmer nicht wieder zu betreten, gewann dieß jedoch nicht über sich; es zog sie eine unwiderstehliche Gewalt immer wieder gerade in dieses Zimmer zurück, und sie mochte wollen oder nicht, sie mußte an das Fenster treten und sich über das armselige Häuschen der alten dreibeinigen Hexe ärgern. Endlich brachte sie es bei dem Könige durch beständiges Knarren dahin, daß der König die Alte mit Gewalt aus ihrem Eigenthum vertrieb und ihr ein anderes neues Haus dafür anweisen ließ. Das Waldweib hatte sich der Gewalt fügen müssen, das neue Haus aber nie betreten. Nun wurde die alte Hütte am Waldrand eiligst abgetragen und an ihrer Stelle auf Wunsch der Königstochter ein schönes Lusthäuschen aufgeführt. In diesem Lusthäuslein verbrachte die Knarrprinzess mit ihren Hofdamen die schönen warmen Sommerabende. — Eines Abends wandelte sie aus ihrem Sommerhäuschen allein in den Wald. Sie hatte sich kurz zuvor erst über ihre Hofdamen, dann über ihren Leibschneider und endlich über den Himmel geärgert, weil dieser sich mit Wolken bedeckt hatte. Da war ihr denn auch in dem schönen grünen Walde nichts recht; sie knarrte über die Vögel, weil sie so fröhlich sangen, und über die grünen Wipfel, die im Abendwinde über ihr feierlich rauschten; sie fand es unerträglich, daß die Fichten Nadeln und keine Blätter hatten und an dem Wachholderstrauche keine Rosen blühten. Fort und fort knarrend kam sie an eine Stelle im Walde, vor der sie verwundert stehen blieb. Auf einem freien Platze lag ein Kreis aus Steinen gebildet, die unter einander durch zierliches Farrenkraut seltsam verbunden waren. Als die Knarrprinzess ihre Augen auf dem Kreise ruhen ließ, kam es ihr vor, als ob

die Steine Leben gewinnen und sich zu den wunderbarlichsten Zwerggestalten und Koboldgesichtern verzögen. Es wurde ihr unheimlich, aber sie stand wie festgebannt und mußte wieder und wieder verlangend nach einer lieblich duftenden Blume blicken, die ihren Kelch weit geöffnet hatte. Endlich trat sie zögernd in den Kreis, um die Blume zu pflücken. Kaum aber war dies geschehen, so wurzelten ihre Füße tief in der Erde, verwandelten sich die Haare der Knarrprinzess in Nadeln und die Arme in Aeste. Bald stand

war. Eines Tages wanderte er einsam und traurig in den Wald hinein. Plötzlich stand er lauschend still. Er legte die Hand an's Ohr um schärfer zu hören, ein Freudenstrahl leuchtete aus seinen Augen und jubelnd rief er: „Das war die Stimme meiner Tochter!“ Es war ein stürmischer Tag und die Fichte knarrte gewaltig laut, denn sie war ärgerlich darüber, daß der Sturm ihr so rücksichtslos durch die Krone fuhr. Der König ging dem Knarren nach; endlich stand er an dem Baume und erkannte,



sie mitten in dem Kreise als schlankte Fichte und knarrte und knarrte, wie sie noch nie geknarrt hatte; aber alles Knarren war vergeblich, sie war und blieb ein knarrender Fichtenbaum im Walde. Das Waldweib aber, das den Kreis während der Verwandlung der Königstochter höhniisch umhüpfte, nahm mehr und mehr die Gestalt einer Eule an; endlich schüttelte sich die Alte und flog, gänzlich in eine große Eule verwandelt, auf den Fichtenbaum und rief „tuwit! tuwit!“ in den Wald hinein.

Als die Königstochter nicht zurückkehrte, sandte der König Boten über Boten aus, sie lehrten aber alle unverrichteter Sache zurück. Von der Knarrprinzess war keine Spur aufzufinden. Da versiel der König in tiefe Schwermuth und verbrachte den größten Theil seiner Tage in dem kleinen Lusthause am Walde, das für ihn zu einem Klagehaus geworden

daß das Knarren von diesem komme. — Er lauschte und lauschte und sagte einmal über das andere: „Ganz wie meine liebe Tochter!“ Dann setzte er sich unter den Baum und konnte sich an dem Knarren nicht satt hören. Von dieser Zeit an fand ihn jeder Tag am Fuße der Knarrfichte und je stürmischer das Wetter war, um so lieber war es ihm, denn an stürmischen Tagen wurde die Fichte nicht müde zu knarren. — Als der König endlich sein Ende nahen fühlte, ließ er sich noch einmal an den Fuß der Knarrfichte tragen und befahl, daß man ihn an dieser Stelle begraben solle. So geschah es denn auch, und über dem stillen Königsgrabe im Walde knarrt die Fichte noch heut und aus ihrer Krone herab ruft noch heut oft in dunklen Nächten eine große Eule, deren Augen unheimlich leuchten, ihr „tuwit! tuwit!“ in den Wald hinein.

Hinter Schloß und Riegel.

Original-Zeichnung von Oscar Pletsch.

Text von Friedrich Oldenberg.



Das kommt davon, mein lieber Freund!
Jetzt wird geheult, jetzt wird geweint.
Zuerst die Bücher all' zerrissen,
Und dann die Fenster eingeschmissen,
Dann Vogelnester ausgenommen,
Und dann bei Nacht nach Haus gekommen.
Der Vater hat gezürnt, geklagt,
Die Mutter war vor Angst verzagt.
Dir ward die Bude ausgelopft;
Du hast die Ohren zugestopft,

Hast abgeschüttelt deine Schläge
Und gingst im Trotz die alten Wege.
Jetzt sitze zwischen den vier Wänden!
Mein lieber Freund, wie wird das enden?
Weh dem, der Elternliebe höhnt!
Und ehe du sie nicht verhöhnt
Und ihr nicht reuig Dank gebracht,
Findst du nicht Ruhe Tag und Nacht.
Du tödtest deiner Eltern Leben.
O steh' sie an, daß sie vergeben!



Josef Haydn.

Eine Lebensgeschichte von Ernst Friedlieb.

Mit Illustrationen von Paul Thumann.

II.

Haydn beschloß nun einen Bittgang, im doppelten Sinne des Wortes, nach Maria Zell, einem der berühmtesten und besuchtesten Wallfahrtsorte der österreichischen Monarchie zu machen. Es war dort ein Stift mit einer sehr schönen Kirche, einer großen Orgel und einem ziemlich bedeutenden Musikchor; davon hatte er öfters im Kapellhause gehört; vielleicht glückte es ihm, dort ein Unterkommen zu finden.

Er machte sich denn in früher Morgenstunde, als kaum der Tag graute, auf den Weg. Zwei Marien-Zwanziger, welche die Mutter ihm aus ihrem Sparbentelchen gegeben, waren seine ganze Baarschaft, einige Musikstücke seiner Komposition, die er für die besten hielt, sein ganzes Reisegepäck. So zog er denn, besonnenen Herzens und allein, — oft war es ihm zu Muthe, als sei er ganz allein in der Welt, — den herrlichen, aber mühevollen Weg dahin, bergab bergan, durch Wälder und Schluchten, über reißende Gießbäche auf schwanken Stegen, immer nur von dem einen Gedanken an seine Zukunft erfüllt, — bis er endlich am zweiten Tage die Thürme von Maria Zell erblickte.

Dort angekommen, begab er sich erst in die Kirche und nachdem er gebetet, zum Chorregenten. Er stellte sich ihm als Schüler des Kapellhauses vor, schilderte ihm treuherzig seine traurige Lage und bat um Verwendung zum Mitsingen, oder für die Violine, indem er zugleich seine Kompositionen vorzeigte. Der Musikdirektor wies ihn kurz ab, mit dem Bescheid, er brauche Niemand; und als nun Josef seine Bitte dringender wiederholte, rief er zornig, mit einem mißtrauischen Blick auf dessen allerdings nicht sehr empfehlende äußere Erscheinung: „Es kommt des Lumpengefindels so viel von Wien hieher, das sich für entlassene Kapellknaben ausgiebt und wenn es gilt, keine Note treffen kann, daß wir viel zu thun hätten, wenn wir die alle aufnehmen sollten. Gott beschütze!“ —

Das war nun freilich kein trostreicher Empfang; Haydn aber ließ sich dennoch nicht gänzlich entmuthigen.

Die Noth macht erfinderisch; so machte er sich denn einen Plan, daß man sich von seiner Befähigung überzeugen müsse, auch ohne es zu wollen. Er begab sich am folgenden Morgen in die Kirche, ging auf das Chor, besah sich die Noten, und stellte sich hinter den Knaben, welcher die Altpartie zu singen hatte. Er bat denselben, ihn statt seiner das Solo singen zu lassen. Der Knabe erwiederte, er dürfe dieß nicht, ohne einen Verweis oder gar Strafe zu gewärtigen, und hielt sein Notenblatt fest in der Hand. Bald darauf begann der Gottesdienst und auch die Musik. Haydn blieb ruhig hinter dem kleinen Altsänger stehen; als aber dieser mit seinem Solo beginnen sollte, riß er ihm rasch und mit einem freundlich bittenden Blicke das Notenblatt aus der Hand und sang so richtig und ausdrucksvoll, daß es die allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Der Chorregent selbst ging nach beendetem Gottesdienste auf ihn zu, um sich wegen seines gestrigen unfreundlichen Empfanges zu entschuldigen und ihm seine vollste Anerkennung auszusprechen. Die Stiftheherrschaft luden ihn zur Tafel, und da er auf ihre verschiedenen Fragen nach seinen Verhältnissen, diese ganz offenherzig mittheilte, wurde eine kleine Collecte für ihn veranstaltet, deren Betrag sich auf 16 fl. belief. Ein bleibendes Unterkommen konnte ihm leider nicht gewährt werden.

So gering die erhaltene Summe gegenüber einer so ganz ungewissen Zukunft auch war — Haydn, der nie in seinem Leben so viel Geld auf einmal besessen hatte, schien sie ein Kapital! Mit dem Gefühle heißesten Dankes gegen Gott und die Menschen nahm er tief gerührt Abschied von Maria Zell und machte nun, während des Heimweges, Pläne für seine vorerst zu treffenden Einrichtungen. Diese waren denn allerdings über alle Begriffe bescheiden! Ein elendes Dachkammerchen ohne Ofen, im Hause 1220 am Kohlmarkte, war seine Wohnung, in welcher er durch die Ritzen und Löcher des Daches Regen und Schnee, Sternen-, Mond- und Sonnenschein aus erster Hand erhielt. Wie nun aber etwas

zum Lebensunterhalt verdienen? — Das war die große Frage! Seine Armuth, der Mangel einer ordentlichen Kleidung hielt ihn von aller besseren Gesellschaft gänzlich fern. Er übernahm nun zu unglaublich billigen Preisen Unterrichtsstunden, — wobei er schon den Vortheil, die Stunde über im geheizten Zimmer zu sitzen, hoch anschlug; — er schrieb Noten ab und spielte Violine in den kleinen Orchestern bei Tanzmusiken, wo irgend etwas zu verdienen war.

So kam Haydn unter Anderem auch in das Haus eines Strumpfwirkers, welcher seinem einzigen Töchterchen für so billiges Honorar auch einigen Musikunterricht geben lassen wollte. Die guten Leute waren gar wenig bemittelt; bald aber bemerkten sie, daß es der junge Musiklehrer noch viel weniger war, als sie, und als er ihnen einmal lachend von seiner beschneiten Bettdecke erzählte, da waren sie von so innigem Mitleid erfüllt, daß er ihnen versprechen mußte, für den Rest des Winters sein Nachtquartier in ihrer kleinen Wohnstube zu nehmen. Ein Bett hatten sie nicht für ihn; ein Strohsack auf dem Zimmerboden und eine wollene Decke bildeten sein Lager; aber es war trocken und warm, und Haydn war so gerührt von ihrer Menschenfreundlichkeit, daß er feierlich gelobte, wenn irgend die Gelegenheit sich dazu böte, ihnen gewiß seine Dankbarkeit durch die That zu beweisen. Diese Gelegenheit ließ nicht lange auf sich warten, und Haydn hielt treulich Wort.

Trotz Armuth, Sorge und Noth blieb der sechzehnjährige Jüngling sich selbst und seiner Kunst getreu; sie war sein Lebensglück und seine Welt.

„Wenn ich an meinem, von Würmern zerfressenen Klavier saß,“ erzählte er oft in späteren Jahren, „beneidete ich doch keinen König, da vergaß ich Frost und Hunger.“

Mit unermüdblichem Fleiße setzte er seine Studien fort; doch fehlte es ihm an aller Anleitung. Durch Entbehrung des Nöthigsten hatte er sich endlich so viel erspart, um sich ein musikalisches Lehrbuch anzuschaffen: es war dieß ein Werk Emanuel*) Bachs. Zugleich erhielt er auch zufällig sechs Klaviersonaten von demselben Meister. Haydn bezeichnete dieß als ein Ereigniß in seinem Künstlerleben.

„Ich spielte sie und stand nicht mehr vom Stuhle auf, bis ich sie alle durchgespielt und begriffen hatte,“ sagte er oft; „ich studirte Bachs Werke gründlich, und es war mir oft, als strömte aus

ihnen Licht und Wärme in meine Seele.“ — Bei jeder Gelegenheit wiederholte er, wie viel er von Bach gelernt, den er doch nie im Leben gesehen, und fügte dann hinzu:

„Möchten wir uns doch immer erinnern, wie viel von dem, was wir sind, wir unstren Vorgängern verdanken, ohne die wir nie das geworden wären; wir kämen dann viel weniger in Gefahr, uns selbst zu überschätzen.“ —

Nach einigen Monaten endlich begann Haydns Schicksal sich ein wenig zu lichten. In demselben Hause mit ihm wohnte der italienische Dichter Metastasio, welcher damals in Wien in großem Ansehen stand.

Metastasio war nicht nur ein geistreicher, feingebildeter, sondern auch ein wahrhaft menschenfreundlicher, wohlwollender Mann. Besonders machte er es sich zur Aufgabe, unbemittelte, talentvolle junge Leute zu unterstützen. So hatte er vor Kurzem die neunjährige Tochter einer armen Wittve zu sich ins Haus genommen, um sie erziehen und in der Musik ausbilden zu lassen, wofür sie besondre Anlage zu haben schien. Nachdem er schon einigemal von den ärmlichen Verhältnissen seines jungen, strebsamen Hausgenossen gehört, dachte er, hier vielleicht ein doppeltes Werk der Barmherzigkeit üben zu können. Er ließ Haydn zu sich rufen und machte ihm den Vorschlag, gegen ein kleines Honorar und freien Mittagstisch dem kleinen Fräulein Martinez Klavier- und Gesangunterricht zu geben. Haydn war überglücklich und führte die übernommene Aufgabe während dreier Jahre zur vollkommenen Zufriedenheit seines Gönners durch. Wie erfreulich diese Verbesserung seiner Lage für den jungen Künstler an und für sich auch war, so war doch die Bekanntschaft und der persönliche Umgang mit Metastasio noch wichtiger und vortheilhafter für ihn. Der geistreiche Dichter, der als „kaiserlicher Hofpoet“ alle Texte zu den damals so beliebten Gelegenheits- und Fest-Vorstellungen, so wie auch zu mehreren Opern verfaßte, verkehrte daher auch sehr viel mit den ersten musikalischen Größen Wiens und hatte sich selbst dadurch ein richtiges und feines Urtheil gebildet. Zugleich war Haydn dadurch die erwünschte Gelegenheit geboten, sich in der italienischen Sprache zu vervollkommen und für seine allgemeine Bildung Nutzen zu ziehen.

In den Osterferien besuchte Josef mit seinen beiden jüngeren Brüdern, Michael und Johannes, die Eltern in Rohrau. Das war natürlich eine große Freude. Jeden Abend mußte, auf des Vaters bestimmtes Verlangen, wieder, wie ehemals, musiziert

*) Karl Philipp Emanuel Bach, Sohn des berühmten alten Sebastian Bach, zu jener Zeit Kammermusikus in Berlin, unter Friedrich II, dem Großen.

werden, wozu die drei Brüder denn auch gern bereit waren, wie anders sie auch wohl jetzt diese Concerte ihres Vaterhauses beurtheilen mochten. — Nach fröhlich verbrachten Tagen kehrte Josef wieder nach Wien zurück.

Bei Metastasio lernte Haydn auch den italienischen Kapellmeister und ehemaligen ausgezeichneten Sänger Nicolo Porpora, einen sehr gründlich gebildeten tüchtigen Musiker kennen, und ließ es sich auf Metastasio's Anrathen sehr angelegen sein, sich dem alten Herrn zu nähern, dessen Wohlwollen ihm für seine künstlerische Ausbildung von wesentlichem Nutzen sein, und in dessen Umgang er zugleich die italienische Sprache erlernen und üben konnte.



Porpora war namentlich als Gesanglehrer sehr gesucht und berühmt; weil er aber bejahrt und sehr wohlhabend war, übernahm er nur ausnahmsweise und gegen sehr hohes Honorar noch Schüler. Besonders wurde es ihm mühsam, dieselben auf dem Klavier zu begleiten. Da er zu jener Zeit die Gemahlin des venezianischen Gesandten in Wien unterrichtete, schlug er Haydn vor, die Begleitung zu übernehmen.

Das Honorar dafür betrug freilich nur 2 fl. monatlich, aber Haydn schlug mit Freuden ein, da er wohl wußte und täglich mehr erkannte, wie viel er von dem alten Meister lernen konnte. Auch Porpora seinerseits erkannte mehr und mehr die außergewöhnliche Befähigung seines jungen Begleiters. In guten Stunden durchsah er seine Compositionen, gab ihm Anweisung, was er zu verbessern, zu meiden und was anzustreben habe, und belehrte ihn besonders über die Behandlung der Singstimmen.

Aber Porpora war ein heftiger, launischer Mann, und Haydn sagte sehr richtig: „Ich mußte mir eben

durch Geduld und Demüthigung das erkaufen, was Andere mit Geld bezahlen können.“

Der Gesandte brachte mit seiner Gemahlin die Sommermonate in dem damals sehr besuchten Badeort Manersdorf zu, und Porpora nahm dessen Einladung an, die Familie dahin zu begleiten, um den Unterricht dort fortzusetzen. Zu diesem Zwecke sollte denn auch Haydn mit ihm kommen; der Ersparniß wegen aber zugleich als Bedienter Porpora's, wogegen ihm völlig freie Verköstigung, 2 fl. monatliches Honorar und hie und da eine Lehrstunde von dem Maestre zugesichert wurde. Und Haydn ging auf den Vorschlag ein!

Aus Liebe für seine Kunst unterzog sich der Mann, dessen Name später ruhmgekrönt durch ganz Europa schallte, der bis zu Mozarts Auftreten unbestritten als das größte musikalische Genie seiner Zeit anerkannt war, hier willig der Stellung und den Dienstleistungen eines gewöhnlichen Lakaien!

„Ich mußte mir's wohl sauer werden lassen in jenen Tagen,“ erzählte Haydn; „ich erhielt Rippenstöße und manche nicht sehr schmeichelhafte Namen von dem alten Herrn; aber ich habe viel, viel von ihm gelernt, um dessentwillen ertrug ich es mit Geduld, und ich bereue es wahrlich nicht.“

In Porpora's Abwesenheit war es Haydn gestattet, des Meisters Klavier zu seinem eignen Studium zu benutzen, was er denn auch fleißig that.

Bald erregte sein schönes, seelenvolles Spiel die Aufmerksamkeit einiger nahwohnender Badegäste, die sich nach dem unbekanntem Künstler erkundigten und auf's höchste erstaunt waren, denselben in dem bescheidenen jungen Begleiter des alten Kapellmeisters zu finden. Man suchte ihn auf, und es knüpften sich Beziehungen an, die für Haydn's nächste Zukunft von wesentlichem Vortheil waren.

Nach dreimonatlicher Abwesenheit kehrte er nach Wien zurück und bekam nun durch Vermittlung seiner neuen Freunde mehrere gut bezahlte Klavierstunden; außerdem gelang es ihm noch, einige kleine Dienste zu erhalten, die ihm ein ziemlich mühsam erworbenes und bescheidenes, aber doch für seine geringen Bedürfnisse hinreichendes Einkommen sicherten. Er ward Organist in der Graf Haugwitz'schen Kapelle, mit 60 fl. jährlichen Gehalt, wofür er jeden Sonn- und Feiertag um 10 Uhr die Orgel spielen mußte.

Ebenso wirkte er als erster Geiger bei den Carmelitern, wo er um 8 Uhr den Dienst hatte, und sang dann in der Stephanskirche und wo man sonst eines Kirchenängers bedurfte. Seine Stimme hatte sich zu einem schönen Tenor ausgebildet.

Für jede solche Leistung erhielt er 17 Kreuzer. Zu seiner eigenen Fortbildung blieb ihm dabei in den Tagesstunden freilich wenig Zeit, und er mußte daher die Nächte dazu verwenden.

Haydn versuchte sich nun an größeren Kompositionen, und zwar an der schweren Aufgabe von Streich-Quartetten; und ehe er sein neunzehntes Jahr zurück gelegt hatte, erschien das erste Heft derselben, sechs Quartette enthaltend, welche großen Beifall fanden und ihm eigentlich zuerst einen Namen machten. Es folgten nun Klavierfonaten, Violin-Concerte und eine Menge größerer und kleinerer Kompositionen. Mit einundzwanzig Jahren erhielt Haydn den Auftrag eine komische Oper zu schreiben. Der damalige Besitzer des alten kärnthnertheaters, Schauspieler Kurz, von den Wienern Bernardon genannt, nach einer komischen Rolle, in welcher er besonders gefiel, hatte öfter von Haydn gehört, lud ihn zu sich ein, und machte ihm den Vorschlag, eine Oper für sein Theater zu komponiren. Haydn versicherte, daß er sich dieß nimmermehr getraue, weil ihm hiezu die nöthigen Vorkenntnisse fehlten.

„Das wollen wir gleich erproben,“ sprach Kurz; „setzen Sie sich einmal ans Klavier und begleiten Sie mein Geberden- und Minenspiel. Kurz legte sich nun mit dem Leib über einen Stuhl, und ließ sich von seinem Bedienten im Zimmer herumrücken, indem er lebhaft mit Händen und Füßen die Bewegungen eines Schwimmenden nachahmte. „Bernardon ist ins Wasser gefallen,“ rief er Haydn zu, „und dem Ertrinken nahe.“ Haydn konnte sich kaum des Lachens erwehren; indessen begriff er die Absicht des Schauspielers und begleitete mit einer äußerst bezeichnenden Melodie den kämpfenden Schwimmer. Plötzlich sprang dieser auf, fiel ihm um den Hals und rief: „Ja, ja, ich habe mich nicht in Ihnen getäuscht, lieber Haydn, Sie sind mein Mann, Sie müssen mir eine Oper schreiben.“ —

Die Uebereinkunft war bald getroffen; Kurz schrieb den Text und Haydn in kurzer Zeit die Musik.

Die Operette, „Der hinkende Teufel“ betitelt, wurde mit großem Beifall gegeben, aber nach der dritten Vorstellung verboten, da der Inhalt spöttische Anspielungen auf den wegen seines verschmitzten Charakters allgemein berüchtigten Director der italienischen Oper, Signor Affliggio, enthielt. Haydn aber erhielt ein Honorar von vierundzwanzig Dukaten für seine Komposition, eine Summe, die seine bescheidenen Erwartungen bei weitem übertraf.

So besserte sich denn Haydns Lage zusehends, während auch seine musikalischen Leistungen immer

mehr Verbreitung und Anerkennung fanden. Von wesentlichem Einfluß auf sein Schicksal war seine Bekanntschaft mit einem Baron Fürberg, der den Sommer auf seinem Landgute in der Nähe von Pilsen zubrachte, und Haydn auf mehrere Wochen zu sich einlud. Dort wurde viel musiziert, und besonders Haydns Quartette — in welcher Gattung er auch noch heute unübertroffen ist — zum Entzücken der ganzen Zuhörerschaft aufgeführt. Dort lernte ihn Graf Morzin, ein reicher böhmischer Cavalier, kennen, der selbst eine Kapelle hielt, und bot ihm die Stelle des Directors derselben mit 200 Gulden Gehalt, freier Kost und Wohnung an.

Haydn freute sich insbesondre einen größeren Wirkungskreis und Gelegenheit zu bekommen, seine Arbeiten zur Ausführung zu bringen, und trat in des Grafen Dienste. — Ein Jahr später, am 19. März 1760, ernannte ihn, auf Morzin's Empfehlung, Fürst Anton Esterhazy zu seinem Kapellmeister, in welcher Stellung er dreißig Jahre verblieb.

Die gute Mutter erlebte leider diese Freude nicht mehr; Vater Mathias aber wußte sich kaum zu fassen. „Der Seppel ist wirklich Kapellmeister!“ rief er jedem Bekannten auf der Straße zu, „und nächstens gehe ich nach Wien um ihn als solchen zu begrüßen.“

Wirklich machte sich der alte Wagner kurze Zeit nachher auf den Weg nach Wien, um seinen Sohn in seiner neuen Würde und Uniform als fürstlichen Beamten zu sehen, und war nicht wenig stolz, dessen Lob aus dem Munde des Fürsten selbst zu vernehmen.

Wenige Wochen später starb leider schon Vater Mathias an einer schweren Verletzung, die er in Folge des Einsturzes eines Holzstoßes erlitten. Wie schön, daß der wackre Mann noch den Ruhmesglanz seines Sohnes mit Stolz und Freude hatte aufgehen sehen. — Bald schien auch Haydns Glück aufs neue bedroht. Vor Abfluß eines Jahres starb Fürst Anton; sein Bruder, der ihm im Erbe nachfolgte, bestätigte zwar bei seinem Regierungsantritt sämmtlichen Kapell-Mitgliedern ihre Anstellungsdekrete; nach einigen Monaten aber erklärte er, daß seine Verhältnisse ihn nöthigten, Einschränkungen vorzunehmen, und er deshalb, zu seinem großen Bedauern, die Kapelle entlassen müsse. — Haydn komponirte hierauf seine berühmte Abschiedssymphonie. Als Abends die Gesellschaft sich im Concertsaale versammelt hatte, begann die Musik mit einer heiteren Einleitung, bald wurde sie ernst und traurig. Ein klagender Uebergang begann; ein Instrument nach dem andern verstummte; jeder der betreffenden Musiker, der mit

seinem Spiel zu Ende war, löschte sein Licht aus, nahm sein Notenheft unter den Arm und verließ den Saal; der Vorleser war Haydn selbst, der Letzte der Violinspieler Tomasini, des Fürsten Liebling, der mit einem reizenden Schlusspiel endigte.

„Was soll das bedeuten?“ rief der Fürst dem Abgehenden zu. „„Unsren schmerzlichen Abschied, Durchlaucht,““ erwiderte Haydn. — Der Fürst lachte und sprach: „Nun, ich will mir nochmals überlegen, vorderhand nehmen wir noch nicht Abschied.“ Und der Fürst, gerührt von dieser sinnigen Abschiedsklage Haydns, behielt die Kapelle auch noch ferner in seinen Diensten.

Nur zwei oder drei Monate des Winters lebte die fürstliche Familie in Wien, den übrigen Theil des Jahres zu Eisenstadt in Ungarn; dort komponirte Haydn seine herrlichen Symphonien, die großen herrlichen Tongemälde, von denen er einhundertachtzehn hinterließ, Oratorien, Quartette und Lieder.

War dieses stille einsame Leben seiner Kunst in gewisser Weise förderlich, da es ihm so viele Zeit für deren Ausübung ließ, so war doch andererseits die Entbehrung des Verkehrs mit seinen Kunstgenossen und der Gelegenheit Neues zu hören Haydn sehr empfindlich. Er nannte die kurze Zeit seines jedesmaligen Wiener Aufenthaltes seine goldnen Tage.

Haydn erhielt nun von verschiedenen Seiten aus Frankreich, Italien und England vortheilhafte Einladungen und wäre wohl sehr geneigt gewesen irgend einer derselben Folge zu leisten. Wie sehr sein fürstlicher Gebieter auch darauf bedacht war, ihm seine Anerkennung zu beweisen und seine Stellung so angenehm als möglich zu machen, erwachte doch oft in Haydn die Sehnsucht aus diesem engen Wirkungskreis in größere Verhältnisse zu kommen. Auch mahnten und drängten die Wiener Freunde ihn wiederholt, doch endlich einmal eine größere Kunstreise ins Ausland zu unternehmen.

Davon aber wollte der Fürst nichts hören; so oft Haydn ihm diesen Wunsch vortrug, beschwichtigte er ihn mit freundlichen Worten und großmüthigen Geschenken; und so lehnte denn Haydn standhaft alle Anerbietungen ab, um sich ja nicht des Undankes gegen seinen Gönner und ersten Wohlthäter schuldig zu machen.

Im Mai des Jahres 1790 kam der Violinspieler Salomon, ein geborner Deutscher, aber seit mehreren Jahren in London angestellt, zu ihm, mit einer Einladung, den nächsten Winter nach London zu kommen um dort in einer Reihe von Concerten mitzuwirken, für welche der Concert-Unternehmer

Deutsche Jugend. I.

Gallini die ersten damals lebenden musikalischen Kräfte zu gewinnen beabsichtigte.

Haydn lehnte in gewohnter Weise ab, nicht aber ohne sein Bedauern und den Grund seiner Weigerung auszusprechen.

Sechs Monate später, den 28. September 1790, starb der Fürst. Sein Sohn, Fürst Paul Esterhazy, entließ die Kapelle, verließ aber Haydn eine Pension von 1000 Gulden mit der Bedingung, den Titel eines fürstl. Esterhazy'schen Kapellmeisters fortzuführen und falls der Fürst wieder eines solchen bedürfte, auch wieder in seine Dienste zu treten. Uebrigens war er vollkommen frei, ohne alle Verpflichtung.

Haydn eilte nun seinen längst gehegten Wunsch auszuführen und sich bleibend in Wien einzurichten, wo er den Rest seiner Tage — er war nun nahezu neunundfunzig Jahre alt — im Kreise seiner Freunde und im Dienste seiner Kunst ruhig zu verleben gedachte. Kaum aber war er dort häuslich eingerichtet, als eines Morgens, zu Ende November, wieder jener Salomon zu ihm ins Zimmer trat. Er erzählte ihm, daß er bereits auf der Rückreise nach England begriffen, die Nachricht von dem Tode des Fürsten Esterhazy gelesen, hierauf ohne Besinnen wieder umgekehrt und direkt nach Wien gereist sei, mit dem festen Entschlusse, nicht ohne Haydn von dort wieder abzureisen. Zugleich legte er ihm den fertigen Contract zur Unterschrift vor. Haydn erbat sich einige Tage Bedenkzeit; Salomon bewilligte nur vierundzwanzig Stunden und erklärte, daß sie in den allernächsten Tagen abreisen müßten, theils der vorgerückten Jahreszeit, theils seines eigenen Urlaubes wegen.

Es war dieß, wenn auch ein früher oft gehegter Wunsch, in diesem Augenblicke doch ein schwerer Entschluß für den bejahrten Mann; und ohne Salomons unermüdbliche Ueberredungskunst, womit er alle Einwendungen und Zweifel Haydns widerlegte, wäre es wohl auch nicht dazu gekommen. Salomon aber ruhte nicht, bis er Haydns Zusage erhalten und dieser den Contract unterzeichnet hatte.

Haydns Freunde, wie sehr sie ihm auch in früheren Jahren zugeredet hatten, redeten nun sämmtlich gegen diese Reise. Besonders bot Mozart, der große Freund des Meisters, der mit kindlicher Zärtlichkeit an ihm hing, Alles auf, um ihn zurückzuhalten. „Lieber guter Papa“ — es war dieß seine gewohnte Anekdote im Verkehr mit Haydn — sprach er lebhaft, „bedenken Sie Ihr Alter, die schlechte Jahreszeit; Sie sind gänzlich unerfahren im Reisen, sind der englischen Sprache nicht mächtig“ —.

„Die Sprache, lieber Mozart,“ erwiderte ruhig Haydn, „in der wir beide uns auszudrücken pflegen, verstehen die Leute auch dort und überall, und das Andre wird sich schon finden.“

Kurz, Haydn blieb fest bei seinem so rasch gefaßten Entschlusse. —

Von nun an verließ Mozart seinen väterlichen Freund fast nicht mehr; er aß mit ihm zu Mittag, bemühte sich ihm bei den Vorbereitungen zur Reise behülflich zu sein, und geleitete ihn bis an den Wagen, wo er ihn unter Thränen umarmte und schluchzend ausrief:

„So leben Sie denn wohl, mein lieber, guter Papa; ich fühle es, wir sehen uns nicht wieder.“ —

Haydn reichte ihm noch tiefbewegt die Hand aus dem Wagen mit den Worten: „Auf Wiedersehn!“

Wie erhehend und rührend ist die neidlose Freundschaft dieser beiden herrlichen Meister, der größten Tondichter ihrer Zeit! Ob Mozart damals für das Leben des scheidenden Freundes so ernstlich bangte, ob er an seinen eignen Tod dachte: — seine trübe Ahnung, daß es eine Trennung auf Nimmerwiedersichn sei, war leider nur zu sehr begründet; denn noch ehe ein Jahr verlossen war, lag Mozart selbst auf der Bahre, und die Kunde seines Todes war ein tiefer, bitterer Schmerz für den um zwei- undzwanzig Jahre älteren Freund, inmitten der Triumphe, die ihm in der glänzenden Weltstadt bereitet wurden. —

Die Reise wurde am 15. December 1790 angetreten und ging glücklich von statten. Salomon war ein angenehmer, sehr gewandter Reisegefährte, der Alles besorgte, und Haydn, der unter so ehrenvollen und vortheilhaften Bedingungen nun zum erstenmal in seinem Leben frei und unabhängig in die weite Welt hinausfuhr, war ungemein heiter und vergnügt.

In Köln blieben die Reisenden einige Tage. Kaum hatte der Churfürst Maximilian Haydns Anwesenheit erfahren, als er ihn für den andern Morgen zu sich bitten ließ. Nachdem er sich lange sehr freundlich mit ihm unterhalten hatte, bot er ihm an — es war eben Weihnachten — dem Gottesdienste mit ihm in seinem Oratorium beizuwohnen. Als sie nun in der Kirche erschienen, begann die Musik, und zwar eine Messe von Haydn; nach dem Gottesdienste ließ der Fürst die sämmtlichen Mit-

glieder seiner Kapelle rufen, und stellte ihnen den Meister mit den Worten vor: „Hier meine Herrn, stelle ich Ihnen den von uns allen so hoch verehrten Haydn vor; er soll unsre Stadt nicht verlassen, ohne wenigstens den Ausdruck unsrer innigsten Verehrung entgegen zu nehmen.“

Nach den Feiertagen wurde die Reise fortgesetzt, und am 2. Januar 1791 langten die beiden Reisenden wohlbehalten in London an, wo Haydn über alle Erwartung glänzend empfangen wurde.

Der bescheidene Künstler äußert sich in einem Briefe hierüber selbst in folgender Weise:

„Meine Ankunft dahier verursachte so großes „Aufsehn durch die ganze Stadt, daß ich es gar „nicht begreifen kann. Durch drei Tage wurde ich „in allen Zeitungen herumgetragen; ich sollte alle „Tage außerhalb speisen, weil man begierig ist mich „kennen zu lernen. Man sagte mir, daß man „gleiche Ehre seit fünfzig Jahren an Niemanden hier „erfahren habe.

„Das ist nun alles sehr schmeichelhaft und ich „weiß gar nicht, ob ich es verdiene; aber manchmal „wünschte ich mir doch auf eine Zeit nach Wien zu „flüchten um mehr Ruhe zur Arbeit zu haben; „denn der Lärm auf denen Gassen von dem gemeinen „verschiedenen Verkaufsvolk ist unmausstehlich.“ —

Der gefeierte Meister gab nun unter immer steigendem Beifall eine Reihe von Concerten bis zum Schluß der Winterzeit. Haydn war nun der Liebling der Engländer, der Held des Tages, und hoch erfreut und glücklich über diese, alle seine Hoffnungen übersteigende Anerkennung; aber er fühlte darum nicht minder die Einwirkung einer so veränderten anstrengenden Lebensweise, und zugleich das Bedürfnis nach Ruhe und Erholung. So folgte er denn einer Einladung des berühmten Astronomen Herschel, der ihn aufgefordert hatte, einige Wochen auf seinen Landgute Slough in der Nähe von Windsor zuzubringen. — Schon Mitte Juni aber erhielt er einen Ruf nach Oxford, da die dortige Universität ihn zum Dr. der Musik ernannte. Zu dieser Feierlichkeit mußte er in Oxford persönlich erscheinen.

Den Rest des Sommers verbrachte Haydn auf dem Landgute eines Edelmannes, dessen lebenswürdige Gastfreundschaft er nicht genug rühmen kann.

(Der Schluß folgt im nächsten Hefte.)

Eine vergnügte Fuchsjagd.

Von

E. Walthers.

Initial von Fedor Flinzer.



arm und goldig glänzte der sonnige Frühlingstag, Anfangs Mai, als sich von der Försterei eine kleine muntere Caravane dem nahen Walde zu bewegte. Sie bestand aus dem Förster selbst und aus einigen Freunden, die er auf heute zu einer Fuchsjagd eingeladen hatte.

Als die fröhlichsten von der ganzen Gesellschaft zeigten sich die beiden Knaben Karl und Fritz, Söhne des Kaufmannes Eduards aus der Stadt, der als eifriger Jagdliebhaber selbst mit von der Partie war. Der Förster, ein Freund des Hauses, hatte es unsern beiden Jungen schon lange versprochen, daß er sie einmal zur Fuchsjagd einladen wolle, und da ist es denn selbstverständlich, daß sie diesen Tag sehnlichst herbeigewünscht hatten. In eifrigem Gespräche über die zu erwartenden Abenteuer schritten sie hinter den Erwachsenen her; namentlich glaubte sich der neunjährige Fritz, der jüngere von beiden, eine besondere Wichtigkeit zutrauen zu dürfen bei dem bevorstehenden Waidmannsgeschäft, und zwar deswegen, weil er seine Erbsenflinte mitgenommen hatte, die er auch genau so über die Schulter geworfen trug, wie der mit der Gesellschaft vorausschreitende Förster sein Jagdgewehr.

Unter derselben befand sich übrigens auch ein Herr mit einer Mappe unter dem Arme, den unsere kleinen Leser und Leserinnen wohl schon kennen aus den vielen lustigen Bildern, die er für die „Deutsche Jugend“ gezeichnet hat, — und der mir auch versprach, das Portrait Freund Meinedes zu zeichnen — selbstverständlich nur dann wenn wir seiner habhaft würden. — Seht nun einmal selbst zu, ob er nicht trefflich Wort gehalten hat!

Doch wir hätten fast das Ende unseres kleinen Zuges vergessen, ich meine Kalltosen, den Mann für Alles im Hause des Herrn Eduards, den alten guten

Diener, der einen kleinen Wagen zog, welcher mit allerlei Speisen und Getränken gefüllt war; denn Herr Eduards meinte, es wäre gar nicht so übel, wenn man sich nach vollbrachter Jagd im Walde lagern und gemeinschaftlich den Wagen unterfuchen könnte. Und da hatte er auch gar nicht so unrecht, was Kalltosen jedenfalls auch dachte; denn er zog unermüdet sein Gefährt den holprigen Abhang hinan, obgleich er sich oft die Schweifstropfen aus dem alten ehrlichen Gesicht wischen mußte. —

Hinein gings nun in den kühlen schattigen Wald. Die Bäume prangten bereits in ihrem hellen duftigen Frühlingsskleide und die Sonne bligte mit grüngoldigen Strahlen durch das frische Laubwerk. Von allen Zweigen schmetterten die Vögel ihre Frühlingsweisen; hie und da schaute ein Eichhörnchen von seiner sichern Höhe verwundert herab auf die Vorüberschreitenden, und Fritz bemühte sich vergeblich, als Erbsenschütze eines der drolligen Thiere vom Baume herunter zu holen. Karl lachte ihn deshalb aus und der freundliche Förster sagte endlich: „Laß nur gut sein, mein Junge; wenn wir nur erst unsern Fuchs haben, so kannst du deine Kunst probiren und schießen und treffen, so viel du Lust hast.“

Unsere beiden Helden machten sich nun an den freundlichen schwarzbärtigen Waidmann heran und der erzählte ihnen allerlei Geschichten von Meinede, dem frechen Schlaumeier, wie er, zu faul, sich selbst eine Wohnung zu graben, den Dachs aus der seinigen treibe und dann selbst einziehe, oder wie er auf allerlei listige und verschlagene Weise seine Beute zu erhaschen suche und dabei der Jagd den größten Schaden zufüge. „Weder Reh- noch Hirschälbchen,“ fuhr er fort, „weder Hasen noch Hühner sind vor dem Strauchdiebe sicher; Alles weiß er mit seiner Raubgier und Verstellungskunst in seine Netze zu locken, Alles mordet er mit unbarmherziger Grausamkeit hin. Deshalb müssen wir Jäger ihm immer auf dem Pelze sitzen und ihm sein schlimmes Handwerk zu legen suchen, wo es nur geht.“

Mit dem größten Interesse hatten die Knaben den Erzählungen gelauscht, und mittlerweile war die Jagdgesellschaft an einem kleinen Hügel angekommen, wo ein Jägerbursche und einige Waldarbeiter bereits Posto gefaßt hatten und ihren Herrn erwarteten. Ersterer hielt an einer Leine den kleinen falben Dachs-

hund des Försters, das treffliche „Männel“, das schon gar manchen Strauß mit dem Raubritter Keinecke siegreich bestanden. Unruhig winselnd zerrte es an der Leine, des Augenblicks gewärtig, wo es in die Höhle des Feindes einfahren durfte.

„Wir sind zur Stelle, meine Herren!“ sagte der Förster; „hier ist die Wohnung einer ganzen Fuchsfamilie; ich wünsche nur, daß wir sämtliche Glieder der ehrenwerthen Familie zu Hause antreffen möchten!“

Eine nähere Besichtigung des Platzes ließ denn auch gar nicht in Zweifel, wer hier hauste. Der Förster machte seine Gäste aufmerksam auf die zerstreut umherliegenden Haare, Federn und Knochen, die Ueberbleibsel der Jagdopfer Freund Keinecks.

Verschiedene, meist halbverborgene Öffnungen rings um den Hügel bezeichnete derselbe als die Ein- und Ausgänge zu den Röhren, die in den Bau führten. — Karl fragte ihn, ob ihnen denn die Füchse durch eine dieser Röhren nicht entweichen könnten; aber der Förster erwiderte: „Wenn sie merken, daß es ihnen an den Kragen geht, sind sie so scheu und furchtsam, daß sie einen Ausbruch auf keinen Fall wagen, zumal wenn man ihnen mit einem wenn auch noch so unbedeutenden Gegenstande, und sei es mit einem Stück weißen Papiere, die Eingänge verlegt.“

Er bat nun die Gesellschaft, sich rings unter den Bäumen zu lagern und möglichst stille zu sein, denn er wollte jetzt das unruhig zerrende „Männel“ einfahren lassen. Alles ließ sich nieder und harrete mit Spannung der kommenden Dinge; unsere beiden kleinen Freunde ließen es sich nicht nehmen, ihren Platz ganz nahe bei der Öffnung zu nehmen, in die eben der losgelassene kleine Hund freudig knurrend hineinschlüpfte.

Stille herrschte jetzt ringsumher und der Förster, wie sein Bursche legte sich nieder, das Ohr auf die Erde neigend, um zu lauschen, in welcher Gegend der kühne Angreifer seinen Feind finden würde. Auf einmal hörte man dumpfes Bellen, wie aus weiter Ferne.

„Die Familie, oder wenigstens ein Theil davon, scheint zu Hause zu sein,“ bemerkte nach kurzer Pause der Förster; „Männel liegt bereits im Kampfe.“

Eine Zeit lang dauerte noch das dumpfe Bellen fort — wie man deutlich hörte, bald nah, bald fern, an verschiedenen Orten. Der Förster erklärte, daß der Hund den Fuchs im Baue herumjage, um ihn wo möglich in eine Sackgasse zu treiben, aus der er weder vorwärts noch rückwärts könne.

Nach einer geraumen Zeit, in der unser Förster mit seinem Burschen die Horschversuche angelegent-

lich fortsetzte, meinte letzterer zu seinem Herrn: „Der Hund scheint ihn gestellt zu haben; das Bellen kommt jetzt beständig aus einer und derselben Richtung.“ Auch hörte man deutlich von derselben Stelle das schneidige Knurren des Fuchses!

„Nun, so wird es am besten sein,“ entgegnete nach kurzem Lauschen der Förster, „wir versuchen hier einzuschlagen, damit wir den Schelm wo möglich lebendig bekommen.“

Die Waldarbeiter eilten mit ihren Werkzeugen herbei und auch die Gesellschaft drängte sich neugierig hinzu. Der freundliche Förster machte sie aufmerksam, sich an der angewiesenen Stelle auf die Erde zu legen und zu lauschen. Sie thaten's und Karl rief alsbald: „Ja, gerade unter mir höre ich deutlich ein Knurren, Winseln und Bellen!“ Fris, der sich auch davon überzeugt hatte, meinte jetzt mittheilig: „Wenn nur der böse Fuchs dem kleinen Hund nichts zu Leide thut!“

„Da sei unbesorgt, Kleiner,“ entgegnete lächelnd der Förster; „der hat's schon mit manchem aufgenommen, ohne zu Schaden zu kommen!“

Mittlerweile waren nun die Männer rasch ans Werk gegangen; der Boden ward aufgerissen und unsere Kleinen halfen treulich mit, Strauchwerk und Wurzeln wegzuräumen.

Das unterirdische Kampfgeschrei klang bald vernehmlicher und näher, und der Förster und sein Gehülfe standen bereit mit starken Stöcken, an deren Ende sich eine Gabel befand, um den Fuchs damit „anzuzwiefeln,“ wie ersterer bemerkte. Außerdem hielt der Bursche einen tüchtigen Beißkorb in der Hand. Herr Eduards hatte sich auch in der Nähe aufgepflanzt, das Gewehr zum Anschlag bereit haltend, um dem Buschklepper eins auf sein rothes Fell zu geben, wenn er etwa Miene machen sollte zu entweichen.

Das Loch war nun immer größer und tiefer geworden und das ununterbrochene Gebell Männels, sowie das wüthende Knurren seines Gegners erklangen nun ganz nahe.

„Nun aufgepaßt!“ rief der Förster, „es scheint, wir bekommen den Burschen lebendig! — Brav, Männel, brav! Halt ihn fest!“

Er stand unmittelbar an der Öffnung, beugte sich etwas über dieselbe und fuhr dann schnell, aber vorsichtig mit seinem Gabelstock in die Tiefe.

Plötzlich drückte er ihn mit aller Macht nieder, — ein heiseres Knurren erscholl — Männels Geschrei wurde grimmiger und schriller und der Förster stemmte sich gewaltig auf seinen Stock mit dem freudigen Ausruf: „Wir haben ihn! — August, den Beißkorb herbei!“ — Der Jägerbursche stieg mit dem

genannten Instrument behutsam hinab — Alle drängten sich halb furchtsam, halb neugierig an die Öffnung. — Ach, da lag Meister Reinecke machtlos an der Erde! — Die Gabel lag fest und unerbittlich über seinem Halse; — er leuchte und stöhnte und fletschte mit den Zähnen. — „Das nennt man angezwieselt!“ sagte lachend der Förster und stemmte sich fester auf seinen Stock.

August aber hatte sich inzwischen genähert, jauchzend begrüßt von Männel, und brachte nach eintigen Versuchen den Beißkorb vorsichtig unter der angebrückten Schnauze über den Kopf des Gefangenen. Es war kein leichtes Stück Arbeit. Besser gelang es ihm, dem überlisteten Sünder eine Kette um den Hals zu befestigen, deren anderes Ende ein Waldarbeiter an eine lange Stange band.

Der Förster ließ nun los und zog den widerstrebenden Fuchs an's Tageslicht. Alle wichen furchtsam zurück, während Männel wieder in den Bau eilte.

„Er scheint noch unter der Brut aufräumen zu wollen,“ sagte der Förster; „denn so lange die Alte kann, vertheidigt sie ihre Jungen.“

Alle traten jetzt herzu, um den Gefangenen in der Nähe zu beschauen, der scheu und mit listig umherspähenden Augen an seiner Kette zerrte. „Ein Prachtexemplar!“ rief Herr Eduards, indem er das nun überflüssige Gewehr über die Schulter warf. „Der mag gehörig unter unserm Wildpret aufgeräumt haben.“ — „Sehen sie nur das hämisch verschmitzte Gesicht mit dem glänzenden Gebiß und diesen herrlichen buschigen Schwanz!“ — meinte unser Maler — „wahrlich, das gäbe eine prächtige Studie für mein Skizzenbuch!“

„Nun! Fritz!“ rief der Förster, „jetzt könntest du mal dein Gewehr erproben und unserm Jagdräuber einige deiner unschädlichen Ladungen aufs Fell geben!“ Fritz aber hatte sich vor dem grimmigen, scheu herüber- und hinüberspringenden Thiere weit zurück gezogen und schaute furchtsam zu ihm hin. — Karl dagegen war schon dreister und lachte den ängstlichen Bruder aus. Erst nach und nach wagte sich dieser näher heran, hielt es aber für unvereinbar mit seiner Jägerehre, nach einem schon Besiegten noch zu zielen.

Herr Eduards aber hatte jetzt die Freunde gebeten, sich niederzulassen und nach vollbrachter Arbeit Kaltofens Küche und Keller zuzusprechen. Dies geschah denn auch und unter fröhlichen Gesprächen über die so eben stattgehabte Jagd kreiste der Jagdbecher und Kaltofen trug aus seinem Handwagen herbei, was Kehle und Magen erquickte.

August, der Jägerbursche, hatte inzwischen dem

tapfern Männel seine Aufmerksamkeit geschenkt und trat nach kurzem auch herzu mit dem Hund, in jeder Hand einen jungen Fuchs schleppend, von unserm kleinen Helden erwürgt. — Die beiden Knaben sprangen herbei und bewunderten die toten Thierchen, die so niedlich aussahen. „Ach, wie schade,“ rief Karl, „daß sie todt sind; so ein Ding hätte ich gern mitgenommen und aufgezogen!“ —

Sie kamen nun damit zu den Herren heran und der Förster schenkte die Füchselein unsern beiden Jungen; der Vater aber versprach, sie ihnen ausstopfen zu lassen. — Da war denn die Freude groß. Groß war aber auch die Freude unsres „Männels“, der die meiste Arbeit heute verrichtet hatte; denn er erhielt als Belohnung vom Förster eine ganz stattliche Wurst, die er sich köstlich schmecken ließ.

Der Maler hatte nun seine Mappe geöffnet und zeichnete mit geschickter Hand die ganze Familie der Füchse, die lebendige Mutter sammt ihren todtgebissenen Kindern. Alle standen dabei und sahen ihm zu, wie das prächtige Bild in so kurzer Zeit entstand; nur die alte Füchsin schaute mit grimmigen Blicken drein; — ihr schien es offenbar dabei am unbehaglichsten zu sein!

Der Heimweg ward nunmehr angetreten, denn schon neigte sich die Sonne ihrem Untergange zu. Der Förster übergab seine gefangene Jagdbeute dem alten Kaltofen, um sie nach Hause zu bringen. Der Zug, der sich nun gestaltete, war wirklich komisch anzusehen. Vornweg schritt der Alte mit der Stange, an welcher der Fuchs befestigt war, der bald in wilden Sätzen herüber- und hinübersprang, bald sich widerstrebend an der Kette fortziehen ließ. Darauf folgten Karl und Fritz, jubelnd und singend; jeder hatte sein Füchselein an einem Gabelstocke hängen, und so trugen sie dieselben wie Trophäen stolz dem Alten nach. Hinterdrein folgten die übrigen, scherzend und lachend über den komischen Aufzug.

Bald lag die freundliche Wohnung des Försters vor uns; die Frau Försterin aber sah, durch den Lärm herbeigeloct, zum Fenster heraus und begrüßte lachend den daher kommenden Zug.

Hier wurde nun dem vielgeängstigten Jagdräuber Reinecke, um ihm für alle Zeit sein Handwerk zu legen, durch eine Kugel das Lebenslicht ausgeblasen.

Nachdem wir alle uns beim lebenswürdigen Förster bedankt und verabschiedet hatten, wanderten wir nach der nahen Stadt. Karl und Fritz eilten fröhlich zu Mutter und Geschwistern, um ihnen das Geschenk des Försters zu zeigen, und Herr Eduards wird nun wohl auch sein Versprechen erfüllt und ihnen die kleinen Füchselein haben ausstopfen lassen.

Schlittenfahrt.

Von Franz Bonn.

Illustration von L. Fröhlich.



Lustig ist die Winterzeit,
Wenn es draußen Flocken schneit
Und das Wasser wird zu Eis;
Alles ist da licht und weiß!

Lieber Schlitten komm herfür!
Darfst nun wieder vor die Thür!
Unterm Dach in finstern Gang
Lagest du vergessen lang.

Darfst jetzt wieder an das Licht,
Alter Schlitten! freut's dich nicht?
Nähret nicht ein frischer Stolz
Sich in deinem harten Holz?

Fliegst du vom Hügel her,
Wird dir keine Last zu schwer;
Lustig fausest du hinab,
Schneller als ein Pferd im Trab —

Schlittenfahren, hei, jubel!
Saget mir, was schöner sei?
Fliegt die Locke frisch im Wind,
O wie geht es so geschwind!

Wenn' ich keinen Schlitten mein,
Ist's ein Brett, wär's noch so klein;
Wenn der Schnee nur fest und hart,
Laugt es wohl zur Schlittenfahrt.

Sagt, wo ist ein Cavalier,
Der so herrlich fährt wie wir?
Sagt, wo ist ein Fürst der Welt,
Dem sein Fuhrwerk so gefällt?!

Ob das Mädchen frieren mag,
Frisch den ganzen Nachmittag
Fahren wir in Lust und Saus,
Schleichen Abends still nach Haus.

Kurze Lust und Seligkeit,
Währest nur so lang es schneit.
Ach wie bald, so schmilzt der Schnee,
Lieber Schlitten dann ade! —

Jugenderinnerungen.

Von

A. W. Grube.

Illustration von Rudolph Schuster.

II.

Naturstimmen.

Frühzeitig lernte ich mannigfaltige Weisen des Vogelgesangs kennen. Die sonnigen Hügel und Bergwiesen, vom Gebüsch der Haselnußstaude eingefaßt, die ansehnlichen Tannenwälder, von kleinen Birken- und Eichenbaumgruppen umsäumt oder mit Buchenwald abwechselnd — diese im Vergleich mit den höheren Lagen des Harzgebirges milde und freundliche Natur meiner Vaterstadt am Fuße des Brodens mußte auch für die leichtbeschwingte Schaar der Sänger ein lieber Aufenthalt sein.

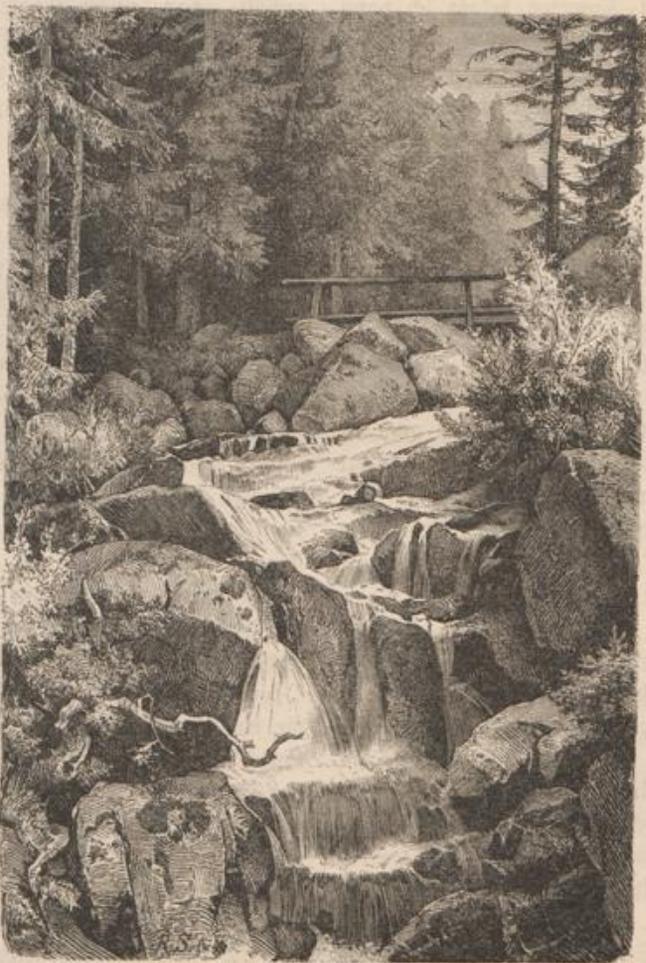
Wie alle Harzbewohner eine wahre Leidenschaft haben, sich Finken, Zeißige, Dompfaffen, Schwarzamseln *rc.* einzufangen und sie in zierlichen Vogelbauern vor die Fenster zu hängen, um ihren Gesang immer in der Nähe zu haben: so konnte man auch an den Häusern von Wernigerode Vogelbauer von allen Größen und Farben hängen sehen. Die größeren gehörten der Schwarzdroffel, die grünverhangenen der Nachtigall. Die Gesellen und Lehrlinge in der Werkstatt meines Vaters sorgten dafür, daß ich auch bald einen Zeißig und einen Finken bekam. Welche Freude, als jener seinen dünnen, quinquillirenden und doch so zutraulichen heiterkomischen Gesang mit dem hastigen Anlauf und der langgezogenen Endnote („bibbel bibbel bibdel dähtsch!“) anstimmte und das Finkenhähnchen

seine glockenhelle Frühlingsweise: Fink fink fink frei! mit der jubelnden Kadenz erklingen ließ! Als ich dann weiter in den Straßen der Stadt und der Vorstädte mich herumtrieb, da merkte ich zu meiner Bewunderung, daß selbst unter den Finken mannigfaltige musikalische Talente waren, die um den Vorrang

stritten. Alle „Finkenschläge“ wurden von den Sachkennern in unsere Wortsprache übersetzt und nach ihrem Werth taxirt.

Eine Schwarzdroffel in der Nachbarschaft pfiß den Dessauer Marsch: So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage! Eine Nachtigall flötete in so reinen, vollen, innigen Tönen, daß ich unwillkürlich still und ernst ward, wenn ich ihrer Weise lauschte, die sich nie mechanisch wiederholte, sondern immer neue frische überraschende Wendungen fand. Als ich erfahren, daß man sie blind gemacht habe, damit sie besser singen möchte, da bekam ich eine ernste Ahnung von der Grausamkeit des Menschen; das Nachtigallenlied kam mir vor, wie eine

schmerzerfüllte Wehklage und ich wandte mich gern wieder zu den lustigen Weisen des Finken und Zeißigs. Wenn ich dann in der schönen Jahreszeit hinausdrang bis oberhalb Hasserode an den Eingang der „steinernen Kanne“ (die ihr hier im Bilde seht) und der blaue Sonnenhimmel so freundlich durch die hohen Tannenwipfel lächelte und den „silbernen Mann“, einen gewaltigen Felsblock, in hellem Silber



glanz schimmern ließ, und dort aus dem Gebüsch an der rauschenden Holtemme ein heller Finkenschlag herüber klang, während über mir in den Wipfeln der schlanken Tannen sich die gelben Zeisige tummelten und um die Wette quinquillirten: dann jubelte auch das Knabenherz und begrüßte in den Finken und Zeisigen alte Bekannte.

Im Herbst wurden auch „Sprenkel“ gestellt auf Rothkehlchen und manches Stück davon gefangen. Eins wurde so zahm, daß es auf dem Gezweig über dem Ofen sitzend noch im Winter zu singen begann — so zart und seelenvoll, daß Alles im Zimmer still ward, um nur keinen Ton des Vogelstimmchens zu überhören. Im nächsten Sommer bekam ich dann auch Gelegenheit, mit diesem wunderbar zarten gedämpften Gesang des Rothkehlchens das etwas lautere, doch nicht minder feine und rührende Gezwitscher der Schwalbe zu vergleichen. Ich hatte mich, um mein Pensum besser lernen zu können, auf das im Hof aufgeschichtete Holz gesetzt, blickte aber oft genug vom Buche weg in den blauen Himmel und sah den blitzschnell ihre gewandten Flugmanöver vollziehenden Schwalben zu. Ein Paar derselben hatten sich auf den hohen Dachfirst gesetzt und begannen nun wie im zärtlichen Zwiegespräch ein so süßes Zwitschern, daß ich ihm hocherfreut lauschte. Es klang wie ein zärtliches Abschiedslied, wie eine Klage, daß auch die Frühlings- und Sommerfreude nicht immer währe und bald die Scheidestunde kommen werde.

Die Böhmen haben ein hübsches Lied vom Kuckuk:

Ragt die Eich' im weiten Felde,
Auf der Eich' ein Kuckuk saß:
„Kuckuk“ schlägt er, „Kuckuk“ weint er,
Daß der Lenz nicht immer währet —

ich muß aber gestehen, daß ich in dem Rufe des bekannten Frühlingsboten nie etwas Elegisches oder Wehmüthiges, sondern immer nur etwas Neckisches, Uebermüthiges finden konnte, das mich herausforderte, ihn wieder anzuschreien und zu necken. Aber das Schwalbenlied wirkte auf mich stimmungsvoll, es ergriff mein Gemüth, und als ich zum ersten Mal Rückert's unsterbliches Schwalbenlied las: Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir immerdar — ach, wie liegt so weit, ach, wie liegt so weit, was mein einst war! — da ward mir's durch ein tief empfundnes Dichterwort erschlossen: was die Schwalbe sang, was die Schwalbe sang, die den Herbst und Frühling bringt.

Der Wald zog mich unwiderstehlich an. Die

Erdbeeren oder Haselnüsse, die er barg, waren wohl eine angenehme Zugabe, aber die Hauptsache waren die Ueberraschungen, die er barg. So hörte ich öfter ein Pochen, als wenn Jemand mit dem Hammer an einen Baum schlug; bald kam es näher und war fast über meinem Kopfe — es war ein Grünspecht, der mit seinem starken Schnabel an die Rinde der Bäume klopfte, um zu untersuchen, ob sie Insektenlarven enthielt.

Einmal wurde ich von einem Gewitter überrascht. Der Blitz fuhr wie eine feurige Flamme in's Thal hinab, ein furchtbarer Krach, der sich aber, durch das Echo vervielfältigt, in ein langes Rollen auflöste, von einem Thale in's andere getragen. Der anfängliche Schreck löste sich auch auf in freudiges Wohlgefallen an dieser Stimme des Himmels, wenn sie das Echo der Berge zurückgab.

Und da will ich denn gleich noch einer Naturstimme gedenken, die mit magischer Gewalt gleich dem Orgelton in der Kirche auf das empfängliche Gemüth des Knaben wirkte, so daß ich nicht müde ward, ihr zu lauschen; ich vernahm sie früh in der Stille des Morgens und Abends spät, wenn das Menschengetümmel ruhte. Das war die Stimme des Windes in den Wäldern, wenn diese von seinem gewaltigen Wehen erbebten und vor seiner Gewalt sich beugten. Es war wie das ferne Brausen des Meers, erst leise grollend, dann mächtig anschwellend, erst von dieser Seite, dann von jener rauschend, bis die Töne von allen Seiten zusammenfloßen und ein Fortissimo spielten. Wohl kannte ich die Tonarten des Windes, wenn er um die Dächer der Straße und durch die Spalten der Häuser pfliff oder die Schiefertafeln der Kirche und des Thurmes der Oberpfarrkirche klappern ließ, oder wenn er durch die vollbelaubten oder durch die kahlen Kastanien- und Lindenbäume fuhr; ich unterschied das Säufeln der Pappel und der schmiegsamen Birke von dem volleren Ton der Eiche und Buche, wenn der Wind an ihren Zweigen rüttelte und sie in allen Fugen krachten. Aber in dem Rauschen der Wälder, in dem Concert, das sie alle zusammen ausführten, verschwand die Eigenthümlichkeit einzelner Töne wie die plätschernde Woge im sturmgepeitschten Meere, und darum war der Gesamteindruck so mächtig, so erhaben. Ich hatte bei diesem Waldesrauschen ein Gefühl, als wäre ich in der Kirche — und ich war ja auch darin, im schönsten Tempel, den sich der Schöpfer der Natur selber erbaut hat.

Im Elsaß.

Von

Alfred Meißner.

Initial nach einer Zeichnung von A. v. Zahn.



ard es bekant im Dorf: die Preußen nah'n,
Faßt wilder Schrecken die Gemüther an.
Vergebens, daß der Prediger die Flucht
Des ganzen Dorfs zurückzuhalten sucht.

Und so geschah's, die Preußen rücten ein,
Die Bauern flohn in Wildniß und Gestein.
Da lauschen sie hervor, die armen Schelme,
Mit bleichem Antlitz und mit zagem Blick,
Erschrocken vor dem blanken Glanz der Helme;
Im Orte blieb der Pfarrer nur zurück.

Man trägt ihm auf zu seinen flücht'gen Kindern
Zu gehn und sie zu rufen: er erklärt,
Nicht möglich sei's gewesen, sie zu hindern,
Auch folge keiner ihm zurück zum Heerd.
Umsonst, daß er hinan den Bergpfad eilt,
Und rings beschwicht'gend unter ihnen weilt;
Angstvoll und zagenb blicken Alle nieder,
Nicht Einen der Gemeinde bringt er wieder.

Was nun beginnen mit so armem Volk?
Der Oberst läßt die Militärmusik
Sich sammeln und nun bläst sie, daß es schallt
Und wiederklingt in Felsgeklüft und Wald
Das Lied: Ein' feste Burg ist unser Gott!

Sie blasen und der mächtige Choral
Erfüllt die Wälder und durchtönt das Thal;
Die Mannschaft, ganz erfasst von frommem Drang,
Fällt ein in Luthers alten Kriegsgefang; —
Wer ungefährdet schritt durch Tod und Graun,
Versteht es recht, dies Lied voll Gottvertraun.

Die droben sangen den Choral nicht mit,
Wie feierlich und hehr er auch erklingen;
Der Bann der Sorge hält sie noch bezwungen,
Doch näher kommen alle Schritt für Schritt.
Bis einer aus der Schaar, der Älteste, spricht:
„Wer mit uns beten mag, der kränkt uns nicht!
Kommt heim!“

Des Abends sitzen in der Stube
Enkel und Ahne, Mann und Weib und Bube;
Das alte Lied voll wunderbarer Macht,
Das Lutherlied hat sie zurückgebracht.

Ein Winterabentener.

Von

H. Bürkner.



Es ist Sonntag. Es hat vergangene Nacht viel geschneit und ist herrliche Schlittenbahn geworden.

Der Wind hat sich gelegt und die Kälte ist mäßig. Da läßt der Vater den Schlitten anspannen, packt wohlver-

wahrt seine beiden vergnügten Kinderchen hinein, und klingend geht die schnelle Fahrt zum Thore hinaus, um den Onkel zu besuchen, den alten Oberförster, in seiner schönen stillen Waldeinsamkeit, wo es so viel Wunderbares zu schauen, und bei dem es immer so vortrefflichen Kaffee und Kuchen giebt.

Die dampfenden Pferde fühlen den leichten Schlitten kaum, der mit ihnen über die weiße, glatte und ebene Fläche zu fliegen scheint. Da sind sie schon am Wald angekommen, durch den der Weg führt und der zur Einhegung des Wildes mit einem hohen Wildgitter meilenweit umgeben ist.

Der Vater steigt aus, öffnet das Thor, führt die Pferde hinein und schließt die Thür wieder, wie es sich gehört.

O wie wundervoll ist es in dem dick beschneiten Walde! Wie mit Zucker überstreut stehen die Bäume, nur hie und da zeigen bläuliche Spuren die Fährte eines Wildes, oder eine durch den Schlittenlärm aus den Wipfeln aufgeschreckte Krähe wirft dicke Flocken Schnee durch ihre jähe Bewegung von den

höchsten Zweigen, wo er am dichtesten liegt; sonst nicht das leiseste Geräusch. Schweigend steht der Wald!

Die schnellen Pferde haben den stillen Forst bald durchweilt; nur zweimal streifte in der Ferne zwischen den Bäumen flüchtiges Wild vorbei. Jetzt steht der Schlitten wieder am Gitter der anderen Seite. Das Verfahren wiederholt sich. Der Vater öffnet das Gitter, führt die Pferde hinaus, und als er zurückkehrt, das Thor zu schließen, giebt er dem kleinen Hans die Zügel in die Hände, um sie nicht im Schnee schleifen zu lassen.

Beim Schließen des Thores aber hatten sich Eisstückchen hemmend eingeschoben, und als der Vater größere Gewalt anwendet, zerbricht mit lautem Knall eine der Latten. Erschreckt fahren die Pferde empor, kein Zügel hält sie, denn Hans hat sich gleichfalls erschreckt nach dem Vater gewendet, und als sie bei den ersten Sprüngen die ungewohnte Freiheit fühlen, eilen sie mit weiten Sägen fort und umsonst müht sich der geängstigte Vater, die Flüchtigen einzuholen. Die Angstrufe der Kinder verhallen bald in der Ferne.

Anfangs bleiben die Thiere auf gebahntem Wege, aber das laute Schreien der geängstigten Kinder erschreckt auch sie. Sie wenden sich seitwärts, und fort geht es in Sturmwindseile über die weiten beschneiten Felder.

Von Angst betäubt, klammern sich die Kinder an einander und an die Rücklehne des Schlittens. Auch den Vater hören sie in der Ferne rufen. Aber Vater, Wald und bekannte Umgebungen schwinden bald in bläulicher Ferne; jetzt geht es eine Anhöhe hinauf; bei einer plötzlichen Wendung des Weges stößt der Schlitten heftig an einen verborgenen Stein und schleudert in weitem Bogen die Kinder in den weichen Schnee hinaus. Sie fallen tiefer und tiefer, und als sie, durch den Schnee getragen, sanft den Boden gewinnen, sehen sie sich wie in einen Brunnen versenkt; denn viele Ellen hoch baut sich der Schnee hinauf, den der Wind hier gerade in so dichter Masse zusammengetrieben hatte.

Anfangs raubte der Schreck ihnen alle Gedanken; als sie aber nach und nach sich erholten und beruhigten, und erkennen mußten, daß sie mit ihren eigenen schwachen Kräften aus diesem silberweißen Gefängniß nicht herauszukommen vermöchten, und

als ihr Weinen und Rufen ohne Antwort in der Weite verhallte, wurden sie still, rückten näher zusammen, sich gegenseitig Wärme und Beruhigung gebend, und blickten scheu und still vor sich hin. Kein Laut regt sich weit und breit in der Schneestille. Wird sie der Vater finden? Sie denken der Mutter, der Geschwister. — Plötzlich schreien sie laut auf, denn mit Gezappel stürzt etwas Rauhes, Lebendiges in ihre enge Schneegrust herunter, das sie gewaltsam zur Seite drückt. Sie fahren entsetzt auf. Als sie aber den seltsamen Besuch betrachten, möchten sie in aller Noth fast auflachen, denn was war es, das sie so unjanst störte? Ein Häschen war der neue Gast, der auf eifriger Flucht vor dem Jäger den rechten Weg verfehlt hatte. Alles Springen und Strampeln half ihm nichts, er mußte in der engen Schlucht bei den Kindern bleiben und ließ sich endlich gefaßt von ihnen streicheln und krauen. Den Kindern aber war der neue Mitgefangene doppelt willkommen, da sein dickes Winterfell die Wärme vermehrte und ihnen so der kalte Aufenthalt erträglicher gemacht wurde.

Der arme geängstigte Vater war mittlerweile, so schnell er konnte, dem Schlitten und später seiner Spur nachgeeilt, denn nur zu schnell war er selbst seinen Blicken entschwunden. In Hoffnung, Zweifel und jähler Hast jagte es ihn den Verschwundenen nach. Kein Mensch war weit und breit zu sehen, von dem er Auskunft über das Verbleiben des Fahrzeugs erhalten konnte. Seine Angst wuchs. Er glaubte seine Kinder verloren. Endlich an einem Waldrand trifft er mit einem Jäger zusammen. Hastig theilt er ihm das Geschehene mit und fragt, ob er Pferde und Schlitten gesehen. Der Jäger berichtet, daß so eben im benachbarten Dorf ein leerer Schlitten mit freilaufenden Pferden aufgefangen worden sei. Der arme Vater erbleicht vor Entsetzen. Die Kinder müssen also hinausgestürzt sein. Ob sie noch leben? Wo sind sie geblieben?

Die Männer hatten die Höhe vor dem Dörfchen erreicht. Weit und breit lagen die ruhigen Schneeflächen ausgebreitet, aber nirgends war das

Geringsste von den Kleinen zu sehen. Verzweifelt durchforscht des Vaters Blick das Weite. Umsonst! Es war nirgends eine Spur der Kinder. Der Angstschweiß trat auf seine Stirn. Immer hastiger jagte sein unsicherer Tritt hinaus. Plötzlich schlägt ein Ton wie von Kinderstimmen an sein Ohr. Er scheint aus der Erde zu kommen. Die Männer gehen dem Schalle nach. Halt! ruft auf einmal der Jäger dem Vater zu, treten Sie keinen Schritt weiter vor, denn hier ist eine tiefe Riesgrube; aber dort, sehen Sie das große Loch? Dorthier kommen die Stimmen. Der Vater ruft. Richtig, dorthier antworten die Kinder dem glücklichen Vater. Sie sind wohl erhalten. Gott sei Dank! Nur noch kurze Zeit geduldet euch. Der Förster holt nun in Eile vom nahen Dorf Schaufeln, Seile und Stangen, und bald wird die kleine Gesellschaft sichtbar, die dort wie in kühlem Nest zusammen gefressen hatte. Mit Jubel werden die Kinder, wird das Häschen hervorgeholt.

Der Vater hebt die geretteten Kleinen empor und küßt sie. Als sie ihre Erlebnisse erzählt hatten und wie sie das Häschen so schön gewärmt habe, giebt der Vater dem geängstigten Lampe auf Bitten der Kinder gern die Freiheit, die er mit weiten Sägen sucht. — Nun zum Dorf geführt, besteigen unsere Reisenden den dort aufgehaltene und glücklicherweise unbeschädigt gebliebenen Schlitten und lustig geht es wieder vorwärts. Bald ist die ausgestandene Angst wieder vergessen! In der vorförslichen Verpackung kehrt den Kindern mit der Wärme die Fröhlichkeit zurück und bald können sie selbst wieder lachen. Wunderbare Abenteuer können sie nun an Onkels behaglichem Kamin bei Kaffee und Kuchen und am Abend der Mutter daheim berichten. Ihrem kleineren Schwesterlein aber erzählen sie ein gar schönes Märchen, wie sie von Zauberrossen entführt worden und plötzlich in einen silberhellen Krystallpalast versunken wären, wo ein furchtbares, wildes Thier ihr Spielgefährte gewesen, bis sie wieder glücklich vom Zauber erlöst und unverfehrt zur Erde und zum Vaterhause zurückgekehrt waren.

Sprüche

von Friedrich Güll.

1.

Ei wie magst du drüber klagen,
Daß die Rosen Dornen tragen;
Lieber freue dran sich dein Gemüth,
Daß der Dornenstrauch in Rosen blüht.

2.

Argwohn ist ein schlimmer Gast,
Gönn' ihm auch nicht kurze Raft;
Wo er herbergt, ziehn im Haus
Alle guten Geister aus.

An eine junge Freundin.

Nach einem Blumen-Maskenballe.

Von

Eduard Moerike.

Wir sahn dich im geschwisterlichen Reigen
Voll Anmuth, Blume unter Blumen schweben.
Im Lächeln blüthete die Seele dir,
Ganz Eines mit der sichtbaren Gestalt,
Dir unbewußt, heraus auf's Angesicht —
Unschuld'ge Freude, dem Beschauer fast
So innig fühlbar wie der Tänzerin!

O wessen ganzes Sein und Leben doch
Sich so bewegte durch des Jahres Kreis,
Im schönen Gleichmaß jeglichen Moment,
Sich selber so zu seliger Genüge
Und alle Welt zu setzen, zu erbaun!



Ich hatt' ein Köstlein, wunderzart,
Auf diesen Tag für Dich gespart:
Allein es welkte vor der Zeit,
Ihm selbst wie mir zu großem Leid.
Es welkt' und starb! — vielleicht jedoch,
Sein bitter Loos ihm zu versüßen,
Bergönnt Du seinem Schatten noch
An Deinem Feste Dich zu grüßen.

Februar.

Von

Friedrich Oldenberg.

Fragst du, was für Morgenluft
Mir das Herz durchzittert?
Daß des Frühlings ersten Hauch
Meine Seele wittert.

Frieren hinterm Ofen auch
Noch viel wackre Leute,
Und schreibt auch vom Februar
Der Kalender heute;

Und liegt auch in Eis und Schnee
Noch die Welt erfroren,
Und pfeift auch der kalte Wind
Toll mir um die Ohren:

Meine Seele harret und horcht,
Und sie kann's nicht lassen,
Einen frohen Frühlingstraum
Ahnungsvoll zu fassen.

Und die Saaten wollen nicht
Unter'm Schnee mehr haufen,
Und die Ströme warten schon,
Frei in's Meer zu brausen,

Und die Schwalben sehnen sich
Schon zu uns herüber.
Wachet auf! der Frühling kommt,
Winter ist vorüber!

Mein Vaterland.

Von

Julius Sturm.

Dem Land, wo meine Wiege stand,
Ist doch kein andres gleich;
Es ist mein liebes Vaterland
Und heißt: das deutsche Reich.

Wie lieblich sind hier Berg und Thal,
Die Wälder wie so schön,
Wie lockend auch im Sonnenstrahl
Die rebumkränzten Höhen!

An Städten rauscht vorbei der Strom,
Trägt reicher Kaufherrn Gut,
Und freundlich spiegelt Burg und Dom
Sich in der blauen Fluth.

Mein Kaiser aber thront als Held
In tapftrer Heldenschaar,
Und führt in seinem Wappensfeld
Den sieggewohnten Nar.

Drum fragt man mich nach meinem Land,
Brennt mir das Herz sogleich,
Und stolz dem Frager zugewandt,
Ruf' ich: das deutsche Reich!

Naturbilder aus der deutschen Heimath.

Von Dr. Karl Ruz.

Mit Illustration von Guido Hammer.

1. Ein Wintertag im Walde.

Voll und schwer sind die Schneeflocken herabgeriesel, fast die ganze Nacht hindurch, bis zum herandämmernden Morgen. Dann hat ein gelinder Frost die lose Schneedecke überhaucht und gefestigt. Ein solcher Wintertag ist vorzugsweise dazu geeignet, um die heimische Natur auch in der rauhen Jahreszeit in aller ihrer Schönheit kennen zu lernen; wir wandern daher heute schon früh hinaus in den stillen, tiefverschneiten Wald.

Sobald uns das Walddunkel aufgenommen, macht sich die Ruhe und Waldeinsamkeit so recht fühlbar. Außer dem knirschenden Geräusch unserer eigenen Schritte ist weithin kein Laut zu vernehmen, und in gleicher Weise erscheint uns der ganze weite Wald starr, ohne Bewegung und Leben.

Wo die Strahlen der Morgensonne durch die auch im Winter dichten Wipfel der Nadelholzbäume brechen, umgolden sie die weiße Schneerinde, welche sich von dem tiefdunkeln Grün der Kieferngelände gar wunderschön abhebt.

So weit unsere Blicke reichen, reihen sich zu beiden Seiten des Weges die Baumstämme ziemlich dicht an einander und machen fast den Eindruck einer unendlichen Säulenhalle, deren Wölbungen die Baumkronen bilden und deren Boden die schneeweiße Decke ist.

Plötzlich erweitert sich das Walddickicht an einer Seite zur weithin übersehbaren freien Fläche, von den Forstleuten „Lichtung“ oder „Blöße“ genannt, hier und da von einigen einzelnen Bäumen bestanden. Dies ist ein Plan des Forsts, auf welchem vor kurzer Zeit das hohe Holz heruntergeschlagen worden. Die einzelnen Stämme hat man als „Samenbäume“ stehen lassen, damit von ihren Samereien die Fläche wieder angefüet und allmählich bewaldet werde. Hier machen wir Halt.

Wohlverwahrt mit warmen Kleidern und Schuhzeug, so daß wir der gelinden Kälte zu trogen vermögen, stellen wir uns nun so hinter einem dichten Busche auf, daß wir durch denselben gedeckt sind, d. h. von besonders scheuen wilden Thieren nicht leicht bemerkt werden, unsererseits aber gute Umschau halten können.

Ein knisterndes Geräusch lenkt unsere Aufmerksamkeit seitwärts nach dem Walde hinein. Hier bietet sich unsern Blicken eine eigenthümliche Erscheinung. Eine Gesellschaft Kreuzschnäbel tummelt sich in den Zweigen. Es sind wunderliche Vögel, deren selbstgeschäftiges Treiben mit der tiefen Walddesruhe so recht übereinstimmt und doch das

Bild zu einem lieblich lebensvollen macht. Gleich Rubinen erglänzen sie im dunkelrothen Gefieder auf den grünen, weißüberzogenen Zweigen; hier wiegt sich einer mit dem Kopfe nach unten hängend an den schwankenden Reifern, dort bricht ein anderer mit dem sonderbaren, kreuzweise übereinandergebogenen Schnabel bedächtig die Schuppen der harten Kiefern- und Fichtenzapfen aus einander, um die Samen darunter hervorzuholen. Dies Aufbrechen verursacht eben jenes leise und einförmige Knistern. Ein dritter Kreuzschnäbel sitzt auf dem höchsten Wipfel einer kleinen Fichte und läßt sein einfaches Lied ertönen. Merkwürdig, trotz Sturm und Graus, Eis und Schnee ist doch gerade jetzt die Brutzeit dieser sonderbaren Vögel. Unter einem dichten Kiefernzweige, vor dem Schnee wohlverwahrt finden wir ein Nest mit ganz kleinen Jungen, welche die Mutter sorgsam bedeckt und gegen die Kälte verwahrt, während der Vater die ganze Familie füttern und ernähren muß.

Der Wintertag bricht nur langsam an; wohl dringt schon hin und wieder ein Strahl der Morgensonne durch das Schneegewölk, doch im übrigen hüllt noch graue Dämmerung die ganze Natur in ihr düsteres Gewand. Vor uns, weit jenseits der Lichtung, wird es lebendig. Gestalten tauchen aus dem trüben Dämmer auf, von denen wir anfangs nicht unterscheiden können, ob es Menschen oder Thiere sind. Sie nähern sich langsam, und als dann wieder ein Sonnenstrahl hervorbricht, sehen wir, daß es Hirsche sind. Ein altes stattliches „Thier“, eine Hirschkuh, schreitet voran, dann zwei jüngere, darauf wiederum eine alte Hirschkuh mit einem Kälbchen, und zuletzt ein sehr großer männlicher Hirsch mit gewaltigem Geweih; alle eilen nun, nachdem sie gesichert haben, d. h. sich umgesehen, ob keine Gefahr zu besorgen, ziemlich schnell daher und zwar wenden sie sich gerade zu nach der andern Seite der Lichtung, wo dicht am Waldebrande eine Fütterung für sie angebracht ist.

Die jungen Leser werden sich darüber wundern, daß man die Hirsche im Walde füttert. Dies ist aber in der That der Fall, und zwar werden die Fütterungen für allerlei Wild, also auch für Mehe, Hasen, Rebhühner u. s. w. eingerichtet, einerseits um diese Thiere vor Noth und Verderben im harten Winter zu bewahren, und andererseits um sie davon abzuhalten, daß sie Schaden an werthvollen Forst- und anderen Nutzpflanzen verursachen.

Von den Hirschen aufgeschreckt, huscht eine Schwarzdrossel oder Amsel bei uns vorüber, jener schöne tiefschwarze Vogel mit goldgelbem Schnabel, der zu den angenehmsten

Frühlingsfängern gehört. Dann sehen wir am Walde-
rande eine Schaar Seidenschwänze, welche auf den jungen
Ebereschbäumen nach einzelnen Vogelbeeren umhersuchen.
Diese schön gezeichneten Vögel sind nordische Wanderer,
welche unserm deutschen Vaterlande nur im Winter an-
gehören. Mit einmal wird es rings um uns her lebendig,
eine Schaar jener munteren und überaus nützlichen Vögel-
chen, Kohl- oder Fink-, Tannen-, Hauben- und Blau-
meisen, Goldhähnchen, Baumrutscher, Kleiber und ein
einzelner kleiner Specht ziehen hier zwitschernd und singend
um die Waldesecke, indem sie von den Obstgärten eines
Dorfes nach denen des andern streichen. An ihrem lustigen

ein Eichkätzchen daraus hervor, verfolgt von einem Marter,
seinem bittersten Feinde. Während dessen kommt hurtig
ein Hase über die Lichtung daher, welchen Reinecke aus
seinem warmen Lager aufgestört hat, ohne ihn jedoch zu
erwischen, und der nun ebenfalls im schützenden Dickicht
schleunigst sich zu verbergen sucht.

Weithin nach dem Felde zu erhebt sich ein gewaltiges
Geschrei. Auch eine große Waldeule hat der Hunger
hervorgetrieben und sie wird nun von Krähen und Eistern
mit Halloh so lange verfolgt, bis sie wieder einen schützen-
den Schlupfwinkel aufgefunden hat.

So sehen wir allenthalben ringsumher Kampf und



und zutraulichen Wesen, besonders aber an der Emsigkeit,
mit der sie Baum und Strauch absuchen, um dieselben
von den schädlichen Kerbtierbruten zu befreien, darf sich
das Herz des Naturfreundes innig erfreuen. Plötzlich aber
läßt eine Kohlmeise einen schrillen Warnungsruf erschallen,
und augenblicklich ist die ganze Schaar im schützenden
Dickicht verschwunden. Ein Sperber, der arge, blutdürstige
Feind der kleinen Vögel, streicht hier am Rande des Waldes
umher, auf die Schwarzdrosseln, Meisen oder andere
Vögel Jagd zu machen. Dießmal ist es aber vergeblich;
denn in dem dichten Kiefern- und Fichtengebüsche sind die
Vögelchen wohlgeborgen.

Auch der Erzräuber Reinecke, der mordgierige Fuchs
stöbert, vom Hunger getrieben, drüben am Waldrande
umher und wagt sich sogar quer über die Lichtung und
nach dem Felde hinaus, was er zu anderer Jahreszeit bei
Tage niemals thut. Dort bewegt es sich plötzlich in der
Krone einer alten hohen Föhre vor uns und pfeilschnell schießt

Streit, größtentheils verursacht oder doch augenblicklich zur
Geltung gekommen durch die Noth der bösen Jahreszeit,
durch die Wintersnoth, welche eingelehrt ist, wie bei den
armen Menschen so auch bei den Thieren. Während aber
die klare Wintersonne jetzt voll und herrlich über das Ge-
wölk sich erhebt, zeigt sich uns noch ein anderes Kampfbild.

Die meisten Hirsche fressen jetzt an der zweiseitigen
Futterrippe, welche von einem Strohdache überdeckt ist,
um das aufgesteckte Heu gegen das Rafwerden zu schützen.
Eine Hirschkuh mit ihrem Kälbchen und der größte männ-
liche Hirsch wandern noch herzu. Zwei andere Männchen
aber bleiben seitwärts auf der Lichtung stehen. Eifersucht,
Zorn und Wuth funkeln aus ihren Blicken, und eben wollen
sie kämpfend auf einander los stürzen. Jetzt prallen sie
klappernd mit den Geweihen zusammen und das weithin
schallende Geräusch macht den alten sehr starken Boß auf-
merksam. Noch ein, zweimal fahren sie in Wuth zusammen,
dann eilt der Alte in mächtigen Sprüngen herbei um sie

aus einander zu treiben. Aber noch ein anderer „dritter Mann“ ist zugegen. Langsam erhebt sich das Feuerrohr des Jägers, mit welchem wir hinausgegangen sind; ein Knall, und zum Tode getroffen stürzt der „Schaufler“ mit dem breiten Geweih zusammen. In vielfachem Wiederhall bricht sich der Donner des Schusses an den Waldwänden. Die Hirsche sausen wie der Sturmwind davon und die Krähen stiegen mit Geschrei dem Felde zu, während der Fuchs das Dickicht zu gewinnen sucht und die Vögelschen nach dem tiefern Innern des Waldes flüchten.

Der Mensch hat sich den frei lebenden Thieren gegenüber in seiner Furchtbarkeit gezeigt. Doch das ist sein Recht; denn er darf ja in vernunftmäßiger Weise alle seine Nebengeschöpfe zur Befriedigung seiner Bedürfnisse benutzen. Ein gellender Pfiff ruft den an einer Waldecke harrenden Schlitten herbei, die Beute wird aufgeladen und der glückliche Schütze freut sich auf den wohlschmeckenden Sonntagsgbraten. Wir aber haben bei dieser Gelegenheit eine Anzahl der im deutschen Walde frei lebenden Thiere in ihrem Thun und Treiben kennen gelernt.

Zwei Kinderlieder

von

Sermann Kletke.

Gevatter Hahn.

O schaut doch im Hofe die fröhlichen Haufen:
Da kommt ja der Hahn mit den Hühnern gelaufen,
Da kommen die Enten, die Gänse, sie schnattern,
Sie bitten beim Kindlein sich all zu Gevattern.

Der Haushahn doch sprach mit verdrießlichen Worten:
„Was plärren, was plappern die Gänse aller Orten!
Was nützt es denn ewig zu schnattern, zu schwätzen;
Zu rechter Zeit reden, das weiß man zu schätzen.“

Und darum auch bin ich dem Kindlein der Nächste;
Was hält ihm ein Pathe vom Gänsegeschlechte!
Der Wächter des Hauses mit schallendem Munde
Kuf' an ich des Morgens goldbringende Stunde.

Dem naht nicht der Abend mit Kummer und Sorgen,
Der freudig sein Tagwerk beginnt mit dem Morgen.
Ja, wer auf mich höret, den bring' ich zu Ehren,
Ich wed' ihn tagtäglich mit goldnen Lehren!“

Das verwünschte Schloß.

Schlägt zwölf die Uhr: tik tak, tik tak:
Da faßt sich das ganze Trödelpack,
Da wird's im Schlosse lebendig,
Da tanzen sie ganz unbändig.

Der Lehnstuhl springt voran mit Stolz,
Da tanzt das edle, das schlechte Holz.
Nach hutscht die Hütsche, der lange
Stock schwenket die Feuerzange.

Kommode, Sessel, Schrank und Tisch,
Sie tapsen nun durch einander frisch;
Der Ofen will auch sich rütteln,
Seine alten Radeln schütteln.

Da spricht das Männlein auf der Uhr:
„Nun ist's genug, ich spaßte ja nur!
Es könnt' am Ende wohl schaden
Dem Lehnstuhl, Ihro Gnaden.“

Die Tausendkünstler.

Text und Illustrationen von Fedor Flinzer.

I.

Ein Theatrum mundi zwischen der Kammerthür.

Der ganze Kinderkreis war versammelt. Heute sollte ein Theatrum mundi zu sehen sein und man saß deshalb bereits seit der Dämmerstunde, jeder wie festgenagelt, auf seinem Plage vor der verschlossenen Kammerthür, hinter welcher sich Großes entwickeln sollte. Karl und Fritz, dieselben Tausendkünstler, die ihr schon bei ihren Weihnachtsarbeiten belauscht habt, waren die Unternehmer und hatten ihre Freunde eingeladen zu einer außerordentlichen „ersten Extravorstellung“. Weil nun aber Alles vorbereitet und fix und fertig war, so konnte es, anstatt um 6 Uhr, schon um 5 Uhr losgehen; denn Karl und Fritz waren exakte Leute und hatten bei ihren Vorbereitungen gar nichts vergessen, selbst die Stecknadel und der Faden Zwirn lagen bereit, zur etwaigen Aus-



hilfe. Der Vorhang, nein die Kammerthür ging auf. Vor den Blicken der erwartungsvollen Kinderschaar zeigten sich drei gleichgroße Vorhänge, deren unterster und oberster festgenagelt, der mittlere aber, wie sich bald zeigte, beweglich war. „Wenn man nur ein klein wenig durchgucken könnte!“ meinte Nachbars kleiner Paul, „ich sitze hier nun schon so la—“ Pfi! tönte es energisch hinter ihm und gleichzeitig ward es gar merkwürdig dunkel im Zimmer. Paulchen wollte eben auch hierüber seine Bemerkungen machen, als es hinter dem Vorhange kräftig klingelte und dieser dabei geräuschlos in die Höhe stieg. Athemlos gespannt lauschte die Menge.

Man sah eine reizende Landschaft vor sich, im dämmernden Morgengrauen. Dichtbelaubte Bäume und Gebüsch bildeten in malerischer Verschlingung ihrer Aeste und Zweige einen Rahmen, durch

welchen die Aussicht eröffnet wurde auf einen stillen See, von dessen schilf- und rohrbewachsenem Ufer aus der Blick weithin über die spiegelglatte Fläche des Wassers schweifte und erst am fernen Horizonte zwischen waldbewachsenen grauen Bergen sich verlor. Rechts am Ufer im Mittelgrunde erhob sich ein laubholzbewachsener Hügel, von dessen Spitze eine Kapelle gar freundlich ins Thal hernieder schaute. Bei dem Dämmerlichte, in welchem die ganze Gegend noch lag, und welches am Himmel noch deutlich etliche Sterne zu erblicken erlaubte, sah man des Kirchleins erleuchtete Fenster herab glänzen. Nach und nach, bei zunehmendem Tageslicht, erloschen die Sterne und dabei verlor auch das erleuchtete Fenster des Kapellchens seinen Schein. Auf dem See aber ward es lebendig. Ein paar wilde Entenschwammen geschäftig aus dem Röhricht und suchten, bisweilen

untertauchend, ihre Nahrung. Ein Schwan erschien und entzückte durch seine graziosen Stellungen das kleine stauende Publicum. Bald darauf gesellte sich zu ihm ein zweiter und beide kosteten mit einander, umschlangen sich gegenseitig mit den Hälsen und zogen zusammen gar majestätisch weiter. Unterdess war es Tag geworden. Das Glöcklein der Kapelle läutete, und schon sah man einzelne Kirchgänger am fernen Hügel wallen, erst auf halber Bergeshöhe, dann aber oben erscheinen und langsam, feierlichen Schrittes in der Kapelle verschwinden. Da zeigt sich dicht im Vordergrunde ein Kahn. Er ist gefüllt mit den verschiedenartigsten Personen, welche ebenfalls, wie es scheint, zur Kapelle wallfahrten, und der Ruderer oder Fischer leitet mit kräftigem Schlage das Schifflein durch die Wellen. Die Schwäne ziehen langsam hinterdrein und schmie-

gen und biegen dabei gar anmuthig ihre langen, weißen Hälse. Der Fischer kommt zurück mit leerem Rahne. Nur der Spitz läuft darauf umher und bellt nach den Schwänen hinüber. Das Boot ist verschwunden, allein im Hintergrunde fährt ein anderes über das Wasser nach der Kapelle zu, setzt seine Insassen ans Land und steuert zurück zum alten Ufer. Auch vorn erscheint wieder der alte Rahne. Aber diesmal sind andere Gäste darin. Lustige Studenten sind's, die mit fröhlich flatternder Fahne sich über den See fahren lassen und dabei gar fröhliche Lieder singen, u. a. „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus“ u. s. w. Kaum ist ihr Rahne hinter dem hohen Schilf verschwunden und sind die letzten Töne verklungen, da erscheint ein neuer Rahne. Drin sitzt der Fischer und seine Frau. Er hält den Hamen in der Hand, den er vom Boden des Schiffeins gehoben, und senkt ihn in die Tiefe des Wassers. Sein Weib hat ihn bis zur Stelle gerubert, denn es ist nicht mehr als billig, daß Jedes sein Theil arbeite; nunmehr läßt sie aber das Ruder ruhn und schaut dem Manne müßig zu. Der aber hebt nach kurzem Sinnen das schwere Netz mit kräftigem Arme, und — o Wunder — mehrere schöne große Fische haben sich gefangen und zappeln gar ängstlich im Hamen. Da legt sich die Fischersfrau kräftig ins Ruder, und obgleich einer der Fische über Bord wieder ins Wasser schnalzt, die Leute erfreuen sich ihrer Beute und ziehen vergnügt davon.

Da klingelt's und der Vorhang fällt. Ein allgemeines „O!“ und „Ach!“ beweist, daß die Vorstellung viel zu früh geschlossen wurde, aber auch daß Allen das Gesehene ganz außerordentlich gefallen hatte, und voll des Lobes und der Bewunderung für die beiden Tausendkünstler Fritz und Karl ging die kleine Gesellschaft aus einander. Wir aber wollen uns einmal hinter die Couliissen begeben und sehen auf welche Weise und mit welchen Mitteln die beiden Tausendkünstler diese kleine Wunderwelt hervorgezaubert haben.

Das Theater selbst war eigentlich kaum mehr als ein leichtes Lattengerüst zu nennen, woran die Knaben nur einige Stunden gezimmert hatten. Das Ganze war breiter als die Thür und etwa eben so tief. In Fig. A seht ihr die Seitenansicht, und in Fig. B den Grundplan der in schräg aufsteigender Linie geordneten drei Rutschbahnen für die vorübergleitenden Gegenstände. e bezeichnet den andern Rahmen, der an die Thür anschließend den Durchblick gewährt und hinter welchem ein kleiner Vorhang zum Auf- und Niederlassen befestigt ist. Die Räume über und

unter den beiden x sind mit Tüchern verhangen. Auf die schräg aufsteigenden Leisten d sind die Bahnen a, b, c gleich weit von einander und vom Hintergrund befestigt und bestehen aus einfachen, glatt

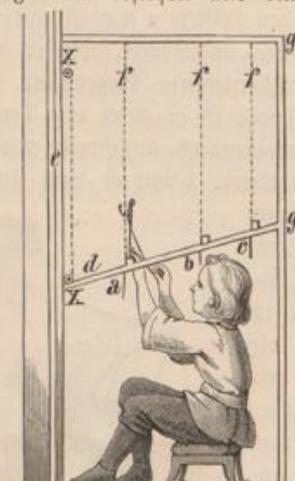


Fig. A.

gehobelten, starken Leisten, auf welche vorn und hinten Pappstreifen von gleicher Länge aufgenagelt sind. Der vorderste, a, ist mit Gras, Steinen u. s. w. bemalt, die andern, b und c, mit Wasser darstellenden Streifen. Diese Streifen bilden das! scheinbare Podium oder den unteren Theil des Theaters.



Fig. B.

Die Couliissen, hier durch punktirte Linien angedeutet, stellen Bäume und Felsen dar, die zweite Couliisse rechts den oben genannten Hügel, welcher später unter Fig. E näher beschrieben wird. Der Rahmen g trägt den Hintergrund. Oben bei f begrenzen hellblaue luftfarbige Papierstreifen den Blick auf die Scene. Die Malerei ist leichter herzustellen als mancher Knabe wohl glaubt. Hat einer nur etwas Geschick im Zeichnen, so tuscht er sämtliche hier genannte Decorationen mit Alizarintinte auf weißes starkes Ellenpapier und colorirt die Zeichnung, wenn sie trocken, mit Leimfarbe. Die Tinte scheint, auch wenn die deckende Leimfarbe sogar etwas dick aufgetragen wurde, stets durch, und es braucht höchstens noch bei den Gegenständen des Vordergrundes einer kleinen

Nachhilfe mit Braun, um einige sogenannte „Drucker“ zu geben; dann sieht die ganze Malerei gar herrlich aus. Stubenmalersfarben mit dünnem Leimwasser angerührt sind aber überall billig und leicht zu haben. An den Leisten a b c ist auf der Rückseite ein Pappstreifen angenagelt, welcher verhüten soll, daß der vorüberziehende Gegenstand herunterfällt. Zu diesem Zwecke ist er gleich dem bemalten vorderen etwas hervortragend angebracht und zwar etwas niedriger als dieser, damit er vom Zuschauer nicht gesehen werden kann. Hierdurch entsteht ein bequemes Gleis, in welchem sich die auf Klötzen von gleicher Stärke, aber je nach dem Gegenstande ungleicher Länge, befestigten Rähne u. s. w. leicht hin-

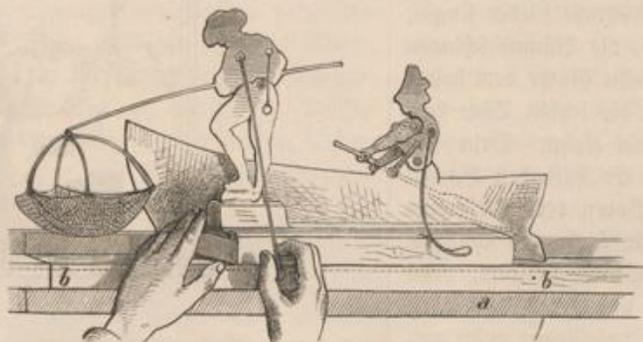


Fig. C.

und herziehen lassen. Das Dirigiren der Gegenstände auf Leiste a zeigt Fig. A, und zeigt, wie angegeben, der Dirigent auf einem Fußbänkchen. Er wird von zwei Gehilfen unterstützt, von denen der eine nur die beweglichen Sachen zulangt und wenn sie gebraucht, wieder an Ort und Stelle zurückbringt; der andere aber besonders das Ganze von oben herein zu überblicken und die auf der Bahn b laufenden Schiffchen zu dirigiren hat. Diese sind selbstverständlich viel kleiner und in graueren Farbtönen gemalt, damit sie recht entfernt erscheinen.



Fig. D.

Sie werden einfach mittelst dünner langer Stäbe in den Gleisen fortgeschoben. Die Stäbe liegen in den Gleisen, so daß sie von vorn gleichfalls nicht gesehen werden. In Fig. C ist der Rahn des Fischers von der Rückseite dargestellt. Durch dieses Bild wird erklärt, wie die Bewegung hervorgebracht und der Rahn fortgeschoben wird. Der mit Wasser bemalte Streif a ist hier schräg schraffirt, um zu zeigen wie er b, den hintern Pappstreifen, verdeckt. Die punktirte Linie auf b giebt die Höhe der Leiste an.

Fig. D, der Schwan, wird nur im unteren Theile auf Pappe gemalt, der Hals besteht aus einem stärkeren elastischen Draht, welcher mit Baumwolle umwickelt ist. Ueberstreichet man diese mit weißer Leimfarbe, so bildet sich auf der Oberfläche der Baumwolle eine Art Haut welche den Hals glatt umschließt. Der Kopf ist von Holz geschnitten und bemalt. Dirigirt wird der Schwanenhals mittelst eines schwarzen Seidensfadens, welchen man einmal vor, einmal hinter den Hals legt und so mit demselben beim

Anziehen die verschiedensten Bewegungen hervorbringen vermag. Der Hals kann auch aus Erinolinenstahl gefertigt werden; am besten macht dies für wenig Geld der Schlosser.



Der an der zweiten Coullisse sichtbare Hügel besteht, wie Fig. E zeigt, aus drei Theilen, Pappwänden mit Holzleistchen gesteißt, zwischen denen auf Rollen (man benutzt hier am leichtesten die Röllchen, auf welche der Maschinenzwirn gewickelt wird) zwei Bahnen gehen, auf deren unterer und oberer die Kirchgänger aufgeklebt sind. Die oben angebrachten

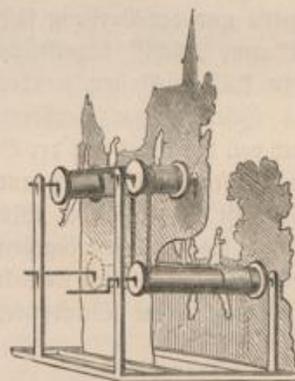


Fig. E.

Figuren werden, um die Entfernung anzudeuten, kleiner gehalten. Durch das Drehen der Kurbel erscheinen die Figürchen stets wieder, und es wird dadurch der Eindruck hervorgebracht, als wenn immer neue Personen ankämen. Die Verbindung zwischen der oberen und unteren Walze a — b wird durch ein kräftig angezogenes und an den Enden zusammengeinähtes Gummiband bewerkstelligt. Gummischnurenstückchen bringt man auch an den andern beweglichen Figürchen an, um dieselben in der Lage zu erhalten,

welche sie für gewöhnlich haben sollen, und um sie, wenn sie sich bewegen, stets wieder in die erste Stellung zurückzuführen. Siehe Fig. C 0-0. — Ein Kahn, welcher nach und nach verschiedene Personen übersetzen soll, durch welchen Wechsel die Vorstellung länger ausgedehnt werden kann und reicher erscheint, muß so beschaffen sein, daß nur der rudende Fischer im Kahn sitzend und an demselben befestigt, beweglich dargestellt ist, die überzusetzenden Figuren aber, besonders gemalt und mit Bretchen versehen, in den Kahn gestellt werden können. Das Fischnetz wird aus durchsichtigem Stoffe, z. B. Tarlatan, gefertigt und die silberpapiernen Fische an feinem Blumenbraut hinter dem Netz bewegt.

Noch hat der kleine Theaterdirector für sich und jeden seiner Gehilfen ein Scenarium zu besorgen, d. h. ein Blatt, auf welchem genau geschrieben steht, in welcher Reihe die Scenen einander folgen, wie die Lichter versetzt oder angebrannt werden, wo die Figuren hervorkommen u. s. w.

Schließlich noch über die Beleuchtung ein paar Worte. Das Hauptlicht erhält die Scene durch ein paar zu beiden Seiten des Theaters stehende Lampen

(Tischlampen). Das Morgenlicht läßt man dadurch entstehen, daß man Lichtschirme von hellblauem Seidenpapier vor die Lampen hängt, und später allmählig wegzieht. Die Zeichnung des Hintergrundes ist auf starkes weißes Ellenpapier gemalt, und an den Punkten, wo Sterne erscheinen sollen, sind von der Rückseite her einige Stellen mit dem Radirmesser ganz dünn geschabt. Eine der Tischlampen mit offenem Schirm genügt um sämtliche Sterne zu erleuchten. Das transparent gemalte Kapellenfenster wird durch ein dahinter geklebtes Wachsstückchen erleuchtet, welches später einfach auszublasen ist. Das Läuten wird täuschend nachgeahmt durch Anschlagen eines kleinen Korkhammers an eine Lampenglocke, aber leise, leise! damit der Ton wie in weiter Ferne erklingt.

Nun wißt ihr die ganze Herrlichkeit! Denn wie der Gesang der Studenten und das Bellen des Spitzes im Theatrum mundi nachgeahmt wird, brauche ich euch doch wohl nicht erst zu sagen? Nun zeigt an dem nächsten Feriensonntage, daß auch ihr Tausendkünstler seid.

Zwei Stammbuchblätter

für unsere jungen Freundinnen.

Von

Gotthold Freyenberg.

I.

Ein frommes Herz, der Dichter spricht,
Gleicht einem See im Abendlicht,
Der unter Bäumen friedlich liegt
Und weiße Wasserrosen wiegt.

Ein frommes Herz, nach altem Bild,
Gleicht einem gold'gen Fruchtgefild,
Das reichlich lohnt und den erfreut,
Der treu die Saat hat ausgestreut.

Ein frommes Herz erbitte Dir,
Ein Herz zur Bönne und zur Bier,
Das klar und mild im Auge blinkt
Und reiche Frucht der Zukunft bringt.

II.

Viel köstlicher als Edelstein,
Viel sinder als ein Maientag,
Viel glänzender als Goldeschein
Und duf't'ger als ein Blüthenhag.

Viel reicher als das Erdenreich
Ist reinen Herzens Herrlichkeit, —
Und wo es schlägt, da öffnet gleich
Der andern Herzen Thor sich weit.

Drum hüte wohl und halte werth
Die Gottesgabe jederzeit;
Denn wem ein reines Herz bescheert,
Der hat schon hier die Seligkeit!

Die Kreuzspinne.

Von

Karl Reinhold.

Kinder, heut hab' ich ein wunderbares Kunstwerk im Garten gesehen und auch die Bekanntschaft der Künstlerin gemacht. Kommt und folgt mir, denn es giebt etwas zu lernen.

Neugierig folgte mir das kleine wilde Heer. Als wir im Garten waren, rief ich: Nun sucht! wer das Kunstwerk zuerst entdeckt, erhält eine Belohnung. Die Kinder zerstreuten sich nach allen Seiten, suchten und suchten, lehrten aber unverrichteter Sache zurück. Da führte ich sie zu zwei nahe an einander stehenden Obstbäumen, zwischen denen eine große Kreuzspinne ihr kunstvolles Netz ausgespannt hatte. Hier habt ihr das Kunstwerk, und in der Mitte desselben seht ihr die Künstlerin sitzen, sagte ich, auf die Kreuzspinne deutend. — „Pfui! eine häßliche Spinne!“ rief das kleine Nennchen. —

Nun, häßlich ist sie wohl nicht, entgegnete ich; seht nur, wie schön ihr röthlich brauner Leib mit weißen Punkten geschmückt ist, und wie die zierliche Zeichnung ein Kreuz bildet.

„Aber sie ist giftig!“ rief die Kleine wieder; „vor den giftigen Thieren fürchte ich mich.“ — Du irrst, liebes Kind, belehrte ich die Spinnenfeindin, in ganz Deutschland giebt es nicht eine einzige giftige Spinne. Freilich kann sie mit ihren Reißzangen dich beißen, und der Biß schmerzt wohl auch ein wenig, aber nicht mehr als ein Nadelstich, und hat nicht die geringsten Folgen. — „Es giebt aber auch eine giftige Spinne,“ sagte Fritz, der seine Schulweisheit gern ausstramte.

Weißt du auch, wo diese lebt? fragte ich. „Auf der Insel Curassao,“ war die Antwort; „sie sieht dunkelbraun und lebt unter der Erde; sie ist so giftig, daß man an ihrem Bisse sterben kann.“

Da hast du wohl recht, entgegnete ich; aber da wir hier und nicht auf den Antillen leben, haben wir uns vor keiner Spinne zu fürchten. — Seht euch unsre Künstlerin und ihr Netz genau an. Wer unter euch vermag es, ohne Lineal und Zirkel, ein so regelrechtes Netz auch nur zu zeichnen? Jeder Faden für sich ist wieder ein Kunstwerk; die stärkeren Fäden sind aus mehreren Tausenden feiner Fäden zusammengesponnen. —

„Woher nimmt denn die Spinne die Seide zum Spinnen?“ fragte wieder das kleine Nennchen. — „Seide!“ lachte Fritz, „das wär' mir schöne Seide! das ist ein zäher klebriger Stoff, den die

Spinne in ihrem dicken Hinterleibe trägt und aus den Spinnwarzen am Hinterleibe, an denen kleine Röhrchen sitzen, ausdrückt oder ausspricht. Die einzelnen Fädchen sind so fein, daß man sie ohne Vergrößerungsglas gar nicht wahrnehmen kann, man kann mit bloßem Auge nur den zusammengesponnenen Faden erkennen.“

Du hast dein Pensum gut gelernt, sagte ich und versprach den Kindern den Spinnapparat der Künstlerin unter dem Mikroskop zu zeigen. Die Spinne, fuhr ich fort, hat am Kopfe acht Augen, von denen vier in der Mitte und zwei auf jeder Seite sitzen, die wir aber nur als kleine schwarze Punkte wahrnehmen können. Hierauf machte ich sie noch auf die hornartigen, feinzugespitzten und beweglichen Fangklauen aufmerksam, die wie die Giftzähne der Schlangen vorn eine kleine Oeffnung haben und aus denen, wenn die Spinne ihren Raub packt, ein Saft fließt, der aber nur auf die kleineren Insecten als Gift wirkt. Und jetzt, rief ich, fangt mir eine Fliege, aber drückt sie nicht todt! —

Es dauerte nicht lange, so lehrten die Kinder mit gefangenen Fliegen zurück; sie waren in's Haus geeilt, wo deren genug an den Fenstern summten.

Wer hat die größte gefangen? fragte ich, und das war natürlich Fritz, der sich eine große Schmeißfliege auserlesen hatte. — Nun merkt auf! rief ich, nachdem ich den Brummer an den Flügeln gefaßt hatte, jetzt wollen wir unsre Künstlerin füttern. Ich warf die Fliege in das Netz; im Nu eilte die Spinne aus der Mitte herbei, packte den Brummer, wie er auch zappeln mochte, verwirrte ihn in die Fäden und saugte dann behaglich ihren Raub aus.

Die Kinder wollten nun noch mehr Fliegen in das Netz werfen; dem aber wehrte ich, denn die Spinne hatte an ihrem Brummer genug. — Laßt uns das Netz schonen, sagte ich, die Spinne kann uns noch gute Dienste leisten, denn sie ist eine treffliche Wetterprophetin. Wenn sie ihr Netz so groß gewebt hat wie hier, können wir auf gutes Wetter rechnen; pugt sie geschäftig an ihrem Netz, so soll Schwüle und Windstille folgen; fängt sie an, die Fäden einzuziehen, so nimmt man an, daß es einen windigen Tag giebt; verkriecht sie sich aber in einen Winkel, dann wollen wir fein zu Hause bleiben, denn es könnte uns leicht ein Regen tüchtig auswaschen. — Merkt nur auf unsre Prophetin, sie

sagt das Wetter sicherer voraus, als ein Wetterglas. — Doch ehe wir von unsrer Kreuzspinne scheiden, will ich euch noch ein Geschichtchen erzählen, das ich kürzlich gelesen habe.

Robert Bruce hatte Ansprüche auf die Krone von Schottland und machte dieselben gegen England geltend. Erst nach langen Kämpfen und mancher Niederlage gelang es ihm, die Unabhängigkeit Schottlands von England zu erringen. Einst mußte er vor den Engländern, die ihn auf das erbittertste verfolgten, fliehen. Er flüchtete in ein wildes Gebirge und lag eines Tages in einer armseligen Hütte. Der Muth war ihm gesunken und an seinem Glück verzagend blickte er traurig nach dem Dache. Da sah er eine Spinne von einem Dachsparren herabhängen. Sie schwang sich an einem Faden und mühte sich ab, den nächsten Dachsparren zu erreichen. Robert Bruce sah ihr aufmerksam zu. Sechsmal

mißlang ihr der Versuch. Endlich als sie ihn das siebente Mal wiederholte, gelang er. — Da sprang der Held von seinem Lager auf und rief: „Das war eine Mahnung! Ich darf nicht verzagen. Schottland muß frei werden. Noch einmal sei der Kampf gewagt!“ — Und Robert Bruce begann mit einer treuen Heldenschaar den Kampf auf's neue, siegte und wurde unter dem Namen Robert I. Schottlands König. (Anfang des 14. Jahrhunderts.)

So hatte die Lehre einer Kreuzspinne einem Helden zur Krone und einem Volke zur Freiheit verholfen. Und nun, liebe Kinder, hoffe ich, daß ihr euch in Zukunft nicht mit Furcht und Widerwillen von einer Kreuzspinne abwenden sollt; je mehr ihr sie in ihrem Thun und Treiben beobachtet, um so größere Freude werdet ihr auch an der von Vielen so geslohenen und doch so unschädlichen, fleißigen Künstlerin und wetterkundigen Prophetin finden. —



Auflösung der Räthsel aus vorigem Heft.

I. Räthsel von Johann Meyer.

1. Eile, Feile, Meile, Weile, Zeile.
2. Grille.

II. Räthsel von Friedrich Oldenberg.

1. Strauß. 2. Pfropfenzieher. 3. Wein, Weinen.
4. Bauer. 5. August. 6. Anna, Manna.

Auflösung der Knackmandeln von Robert Löwike im vorigen Heft.

1.
G O L D
O D E R
L E D A
D R A U

2.
L I M A
I S A R
M A I N
A R N O

3.
N E R O
E R O S
R O S S
O S S A

4.
A D A M
D O R A
A R A S
M A S I

5.
M A A S
A N N A
A N N A
S A A R

6.
A U B E
U R A L L
B A L L E
E L L E

7.
O A S E
A D E R
S E I L
E R L E

8.
G E N F
E S E L
N E R O
F L O R



von

Robert Löwike.

Hier noch einige andere derartige Wörtchen, aber jedes von drei Buchstaben, und also auch je drei und drei zusammengehörend und untereinander geschrieben wie z. B.

U	R	I
R	A	D
I	D	A

Nathet nun drei solche Wörtchen, wenn ich sage:

I.

Das erste nennt Euch eine süddeutsche Festung an der Donau, das zweite ist ein Name aus dem Alten Testament und das dritte ist ein bekannter Knaben-Vorname.

II.

Das erste Wort nennt Euch einen Monat, das zweite (Wort) einen Fisch, welcher viel Aehnlichkeit mit einer Schlange hat, und das dritte einen Fluß im Elsaß.

III.

Das erste Wort bezeichnet etwas, was der Winter bringt und was Euch viel Freude macht, das zweite ist ein bekannter Mädchen-Vorname, und das dritte ein Nebenfluß auf der rechten Seite der Donau.

IV.

Das erste Wort nennt Euch denselben Nebenfluß auf der rechten Seite der Donau, das zweite ist ein poetischer Name eines edlen Vogels, das dritte nennt Euch einen Canton in der Schweiz.

V.

Das erste Wort nennt Euch eine von zwei Pforten eines Hauses, welches Ihr alle kennt und welches jeder von Euch selbst besitzt. In diese Pforte geht viel hinein und nichts heraus, und im Innern sind hinter einem Vorhange allerlei seltsame Dinge verborgen w. z. B. ein Labyrinth, ein Hammer und ein Amboß. Das zweite Wort ist der Name eines gefräßigen großen Fisches, der die südlichen Meere bewohnt und den Schiller „des

Meeres Hyäne nennt.“ Das dritte ist ein fremdes Wort für Fluß, welches Ihr oft mit amerikanischen Flußnamen verbunden gelernt habt. —

Noch zwei andere.

1.

Eigenthümlich, wie Dunkel Anton selbst ist, hat er auch seinen Garten eingerichtet. Er hat darin Nelken, Tulpen, Levkoien, Georginen und Asters, und zwar auf jedem Beete je drei von diesen Blumenforten zusammen. Zuvor hatte er sich genau überlegt, wie viel verschiedene Zusammenstellungen zu je dreien er von diesen fünf Blumenforten würde machen können, und gerade so viel Beete hat er auch angelegt.

Die Zahl der sämtlichen Nelken ist 12 mal so groß als die Zahl der sämtlichen Beete. Die Summen der Tulpen und Levkoien beträgt 240, während die Zahl der Tulpen die der Levkoien um 60 übertrifft. Die Zahl der Asters ist gleich der Anzahl der Tage eines Schaltjahres und die Zahl der Georginen ist gleich dem 6. Theil von der Summe der Nelken, Tulpen, Levkoien und Asters. Nun sollt Ihr ausrechnen, wie viel Nelken, wie viel Tulpen, wie viel Levkoien, wie viel Asters und wie viel Georginen Dunkel Anton in seinem Garten hat.

2.

Anna hatte 4 Körbchen mit Äpfeln. Als sie die Äpfel zählte, fand sie, daß ihre Zahl in allen Körben verschieden war. Nun nahm sie den ersten Korb, schüttete aus demselben so viel Äpfel in den zweiten, als schon in dem letzteren enthalten waren, darauf schüttete sie aus dem zweiten Korbe so viel Äpfel in den dritten, als sich schon in diesem befanden. Zuletzt nahm sie den dritten Korb und schüttete aus demselben in den vierten so viel Äpfel, als schon in diesem enthalten waren. Dann zählte sie wieder die Äpfel in allen vier Körben und fand, daß jetzt die Zahl in allen gleich war. Es befanden sich jetzt 16 Äpfel in jedem Korbe. Wie viel Äpfel sind nun ursprünglich in jedem Korbe gewesen?

MAI
AAL
ILL

EIS
IDA
SAU

SAU
AAR
URI

OHR
HAT
RIO

Kleinigkeiten

von Johann Meyer.

Ruß
Ist eine harte Ruß;
Ist aber Wollen dabei,
So geht sie leichter, als du glaubst, entzwei.

Du gehst und murrst und kannst doch gehn,
Was giebt's zu klagen?
Ich hab' einen franken Mann gesehn,
Den mußte man tragen.



Von

Carl Simrok.

(Volks-Räthsel.)

Bin ich am Dache, so heiß' ich ein Dieb,
Bin ich am Ofen, so hast du mich lieb.

Kannst du mir Bäume weisen,
Die weit und breit verreisen?

Nenn alte Rehe und vier kleine,
Wie viel haben die Beine?

Trittst du mich, so sing' ich fromm,
Trägst du mich, so mach ich Diddelom.

Ich gehe täglich aus
Und bleibe doch zu Haus.

Er hat einen Kamm und kämmt sich nicht,
Er hat eine Sichel und ist kein Schnitter,
Zwei mächtige Sporn und ist kein Ritter.

Wer es macht, der sagt es nicht,
Wer es nimmt, der weiß es nicht,
Wer es kennt, der nimmt es nicht.

Es steht auf der Mauer,
Kuft Bürger und Bauer.

Welche Uhr ist gut gemacht,
Aber nützt nicht in der Nacht?

Meine Mutter ist ein dummes Thier,
Doch große Weisheit fließt aus mir.

Den Reichen bin ich nie,
Den Armen oft beschieden.
Wer mich entbehren muß,
Ist wieder nicht zufrieden.

Der Herzog von Unterland
Ist weit und breit bekannt
Zu seinem sammtnen Gewand.

Von

Karl Kleinhold.

I.

Die erste baut gern im Bereiche
Der Sümpfe sich an und der Teiche.
Auf Stelzen kommt es geschritten,
Bewehrt mit der Zweiten und Dritten
Als sicher treffende Lanze.
Ein Blümlein ist das Ganze,
Auch macht es als Zeichner, als feiner,
Die großen Bilder gern kleiner.

II.

Sie spendet in der Nacht dir Licht.
Er hat zwei Lichter und leuchtet nicht.

III.

So zart ist sie, daß sie im Winde schwankt,
Den Stab umblühend, den sie grün umrankt;
Doch ist ihr oft auch solche Kraft gegeben,
Daß sie die größte Last vermag zu heben.

IV.

Ich gehe wenn du gehst, und bleibe mit dir stehn;
Doch wird dir, mich zu fangen, die Lust gar schnell vergehn.
Ein Bild bin ich von Vielem, was diese Welt dir bent,
Und wer das nicht bedachte, der blieb ein Thor bis heut.

V.

Ich bin des Lenzes liebstes Kind;
Nie kann ich ohne Licht gedeihn;
Du findest mich, wo Hirsche sind;
Der Dichter webt dem Lied mich ein;
Der Becher zollt mir Lob und Preis;
Im Winter bin ich kalt wie Eis;
Man spricht durch mich; oft bin ich taub,
Und endlich werd' auch ich zu Staub.

Peter in der Klemme.

Text von J. Trojan.

Original-Zeichnung von Fedor Flinzer.



„Der mit seinen grimmen Tagen
Manchen unsrer Freunde fing;
Der das Unglück war der Spazgen,
Weil er gar so leise ging,

Weil er gar so schnell im Sprunge
War und gar zu heftig biß;
Der so oft das liebste Junge
Vor den Augen uns zerriß;

Der so oft mit Angst und Bangen
Uns erfüllt im armen Nest:
Endlich hat er sich gefangen —
Seht, da sitzt der Arge fest!

Von der Thüre, die gepriesen
Sei, gesegnet und belobt,
Festgellemt! O seht doch diesen
Räuber, wie er saucht und tobt.

Wenn nur Keiner kommt! Ich fürchte:
Kommt sein Herr, der macht ihn frei —
Ihn, der unsre Kinder würgte!
Doch es kommt kein Mensch herbei.

So genieß' er manche Stunde
Noch den wohlverdienten Lohn,
Und die Qualen seiner Wunde
Mehret noch durch Spott und Hohn!“

Also zwitschern sie und schreien
Voller Lust und Uebermuth;
Ja, sie laben sich, sie freuen
Sich an des Gefangnen Wuth.

Doch ein alter Spaz, ein grauer,
Dem das nicht gefallen will,
Aus dem Weinlaub an der Mauer
Zwitschert er: „Si, still doch, still!“

Viel hab' ich erlebt — dem Glücke
Wie dem Unglück hielt ich Stand;
Katzensblick und Katzentücke
Sind mir nur zu wohl bekannt.

Hört, ihr Freunde, laßt ihn stöhnen —
Aber nun fort in den Strauch!
Einen Feind im Unglück höhnen
Ist nicht guter Spazgebrauch.